

<36622862060016

Funfzehn Jahre.

Erster Theil.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Talvj.

Erster Theil.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

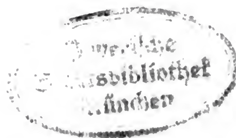
1868.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meiner geliebten Tochter

Marie

gewidmet.



Inhalt des ersten Theils.

Seite



Erstes Kapitel.

Gemahl und Gemahlin.

Vor hundert und zehn Jahren ungefähr, als Europa eben in einen dumpfen politischen Schlaf versinken zu wollen schien, als in England der Kampf der beiden Dynastien sich unwiderruflich entschieden hatte, in Frankreich der Gärungsproceß, aus dem sich eine neue Weltordnung entwickeln sollte, noch keinem menschlichen Auge ersichtlich war, Deutschland aber nur eben erst aus seiner schmählichen Selbsterniedrigung und Entnationalisirung durch König Friedrich's erste kühne Thaten zu einer Art von Selbstgefühl aufgeschüttelt war — vor hundert und zehn bis zwanzig Jahren also war es, als sich die Aufmerksamkeit der Höfe, Cabinete und Zeitungsleser Europas — denn von den Völkern war damals nicht viel

die Rede — mit besonderm Interesse nach dem fernen Schweden richtete.

Denn hier hatte man seit einigen Jahrzehnten, freilich nicht ohne den Einfluß fremder intriguirender Höfe, aber dennoch in echt nationaler Entwickelung, das Unerhörteste geschehen sehen.

Während das ganze übrige europäische Continent seit hundert Jahren den Zwingthurm des fürstlichen Absolutismus fester und fester gebaut, und Bürger und Bauer sich gern der despotischsten Willkür des Herrschers unterwarf, wenn er nur dadurch dem Druck bevorzugter Stände entging und ihm die Genugthuung ward, daß Junker und Ritter sich mit ihm jener Willkür beugen mußten — hatte hier ein übermüthiger Adel, im Bunde mit einer pharisäischen Geistlichkeit, das königliche Ansehen zum bloßen Schatten herabgewürdigt. Nur der Zerfall dieser beiden, mit frechem Uebermuth waltenden Klassen in zwei gleich mächtige Parteien, die abwechselnd den Thron schwach stützten oder mit Gewalt an ihm schüttelten, hatte ihn vom gänzlichen Umsturz gerettet.

In die Hauptstadt dieses Landes, in das Jahr 1755, das nämliche Jahr, das dem Siebenjährigen Kriege vor-

anging, wünsche ich den Leser zu versetzen, indem ich den Vorhang vor der ersten Scene eines Familiengemäldes aufrolle, das jene seltsam bewegte Zeit zum Hintergrunde hatte.

Der Graf von Kronhelm, oder, um ihn mit seinem vollständigen historischen Namen zu nennen, der Graf Balke-Kronhelm, war erst seit sechs Jahren wieder in sein vielfältig zerrissenes Vaterland zurückgekehrt. Er hatte sein halbes Leben auf Reisen, hauptsächlich aber in Italien und Frankreich zugebracht. Ein eifriger Kunstfreund, ein gelehriger Schüler Voltaire's und der Vorläufer der Encyklopädisten und durch und durch Kosmopolit, war er seinem Vaterlande vollständig entfremdet, als unerwartete Umstände, hauptsächlich die nothwendige Besitznahme ererbter Güter, ihn, wie er hoffte, nur auf kurze Zeit dahin zurückführten. Er hatte den Zustand Schwedens unter dem Druck einer durch und durch verderbten Adelsoligarchie noch trostloser gefunden, als er gefürchtet hatte. Es bedurfte in der That der ganzen Klugheit des Grafen, solange der arme, alte hessische Schattenkönig noch am Leben war, sich freizuhalten und sich weder in die

Netze der Hüte noch der Mützen ziehen zu lassen — so hießen die beiden sich anfeindenden Parteien, beide gleich unsittliche Feinde der Volksfreiheit wie der Königswürde.

Als aber der neue junge König, der gerade, weil er den Grafen so entschwebet sah, ihn für einen seiner natürlichen Stützen hielt, ihm mit so viel Vertrauen entgegenkam; als die Königin, die Schwester des großen Friedrich, die Gräfin, seine Gemahlin, die eine Deutsche und Unterthanin desselben war, mit so viel Auszeichnungen überhäufte, ward es schwierig und schwieriger, seinen Entschluß festzuhalten. Ehe er es sich versah, hatte er sich durch ein Versprechen zu bleiben gebunden. Er nahm auf des Königs Dringen die Stelle eines Oberkammerherrn an, sah sich in einen Strudel von Intriguen und Hoffesten hineingezogen und hatte sich daran gewöhnt, ehe er es wußte.

Auch heute Abend sollte ein großes Hoffest und zwar eins von besonderer Wichtigkeit sein. Die schöne Gräfin Kronhelm saß an ihrem Nachttisch, um sich darauf vorzubereiten. Die langen, goldenen, wunderbar reichen Haare hingen ihr über den herrlichen Schultern und über dem weißen Pudermantel wie ein schützender

Schleier bis auf den Teppich hinab. Die Zofe hatte diesen köstlichen Schmuck der Natur soeben von allen Spuren der Toilettenkunst und Mode gereinigt, Puder und Pommade durch mehrstündige Arbeit herausgekämmt und herausgewaschen, und sie so für den neuen Bau vorbereitet, den der Hofperruquier heute daraus aufführen sollte.

Auch die reinlichsten Sitten konnten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie wir wissen, die Scene dieses Bildes fällt, einer solchen gründlichen Säuberung nicht öfters als wöchentlich zwei- bis dreimal unterwerfen, außerordentliche Umstände müßten denn eine Ausnahme erheischt haben. Kostete die neue kunstvolle Structur, für welche die Kammerfrau schon sorglich allerlei reine Kissen und Drahtrollen zurechtgelegt und Schachteln mit Zitternadeln, Schmetterlingen, Phantasieblumen und Spitzenflügeln aus dem Schranke geholt hatte, mindestens vier bis fünf Stunden, so konnte doch auch die Vorbereitung nicht unter drei bis vier gründlich vollzogen werden.

Die Gräfin war vielleicht schon aus den Jahren, die allen Schmuck entbehren können, denn nur die erste

Frische der Jugend kann sich ganz auf die Natur verlassen. Dennoch sah sie in ihrem goldenen Schleier, und von allem Zwange des Fischbeins und der steifgestärkten Bauschen und Puffen befreit, so wunderbar schön aus, daß Ingeborg, die ältliche Kammerfrau, sie fast mit Staunen eine Zeit lang betrachtete. Als die Gräfin einen weitzahnigen silbernen Kamm ergriff und, nur um des schmeichelnden Gefühls willen, sich wie spielend noch einmal durch die glattgekämmten Vorderhaare fuhr, konnte jene sich nicht des Lächelns enthalten.

Ihre Gnaden, sagte sie, sehen aus wie die Meerfrau, die sich das goldene Haar kämmt. — Die gnädige Gräfin werden noch lange zu warten haben, ehe Monsieur Truchon hier ist. Denn heute hat er die große Runde zu machen, wegen der Gala am Hofe. — Soll ich nicht die kleinen Grafen heraufschicken, Ihre Gnaden die Zeit zu vertreiben? Sie wollen immer wissen, wenn ich ihnen unsere alten Lieder singe, wie die Meerfey aussah, die den Herzog Magnus ins Wasser lockte. Den Strömkarl hab' ich ihnen schon zeichnen können. So einen alten häßlichen Troll mit grünen Haaren bring' ich allenfalls schon zu Stande.

Aber von der Meerfrau könnten sie kein besseres Bild haben als Ihre Gnaden, wie Sie so dasitzen, so wunderschön und so — sehnsüchtig und so fremdartig, gerade als kämen Sie aus einer andern Welt.

Die Gräfin lachte. Nun, nun Ingeborg, sagte sie, mache mich nur nicht gar zu einem heidnischen Ungethüm. Aus der Fremde zwar bin ich ja, das weißt du, aber glaube mir, wenn unsere Haare auch einige Schatten dunkler sind als euere, wir Deutsche sind ebenso gute Christenkinder als ihr Schweden. Die lieben Knaben laß nur jetzt. Ich höre ihre hellen Stimmen aus dem Garten herauftönen. Ich mag sie nicht in ihren Spielen stören. Das Fräulein aber soll kommen und mir vorlesen, sobald Monsieur Truchon seine langweilige Arbeit beginnt. Unterdessen wird sie wol mit ihrer schriftlichen Aufgabe fertig sein. Gib mir unterdessen mein Buch, Ingeborg. Du kannst mich allein lassen und deinen andern Geschäften nachgehen.

Ingeborg gab ihr das Buch, einen Band französischer Memoiren, in dem sie früher mit Interesse gelesen. Allein jetzt saß sie lange, das aufgeschlagene Buch in der Hand, aber mit ihren Gedanken weit weg.

Ihre Tochter lag ihr am Herzen. Sie hatte längst gefühlt, daß sie bei der Französin, der die Mode, welche einmal durchaus eine französische Gouvernante erheischte, sie übergeben, nicht in den rechten Händen gewesen war. Schon seit einiger Zeit war sie ihr geistig entwachsen. Das vierzehnjährige Mädchen hatte einen hellen forschenden Geist. Ihres Vaters angeborener stolzer Sinn, zusammen mit den liebreichen, aber für die Jugend wenig berechneten skeptisch-philosophischen Spielereien des Pflegevaters, schienen unerwartet rasch die Knospe einer harmlosen Kindlichkeit zur frühreifen Blume entfalten zu wollen.

Man hatte die Vorsicht gebraucht, zur Erziehung des Fräuleins eine Calvinistin aus Genf zu verschreiben, nicht ohne einige Einwendungen des streng lutherischen Beichtvaters und nominellen Gewissensraths der gräflichen Familie, dessen Einfluß nicht ganz abzuwenden war. Auf diese Weise hatte man gehofft, sich sowol vor einer leichtfertigen Pariserin als vor einer bigoten Katholikin sicherzustellen. Aber man hatte eine seichte Schönsprecherin gewonnen, in deren Kopf kaum einige oberflächliche Schulkenntnisse, wie sie eben die Zeit mit

sich brachte, neben einem noch geringern Vorrath halbverdauter Rousseau'scher Humanitätsprincipien Raum hatten. Jahre waren vergangen, ohne daß man ihren Platz hätte durch eine bessere ersetzen können. Solange das junge Mädchen nicht zum Bewußtsein ihrer Superiorität gekommen, ging es auch noch erträglich. Allein je mehr sich ihr Charakter entwickelte, je heftiger und erbitterter ward das kleine Gefecht zwischen Lehrerin und Schülerin geführt, und die Gräfin mußte unausgesetzt einschreiten.

Vor kurzem nun hatte diese letztere, als sie eines Nachmittags unerwartet in das Zimmer von Mademoiselle trat, sie auf dem Sofa eingeschlafen gefunden, den „Fauxblas" in der Hand, und bei einer Musterung der über ihren Tisch gestreuten Bücher unter einigen harmlosern Romanen die „Liaisons dangereuses" entdeckt. Dies gab den Ausschlag. Die süß Entschlummerte sah sich ziemlich unsanft geweckt und in der kurzen Unterredung, die darauf folgte, sagte die Gräfin ihr die Stelle auf. Morgen war nun der Tag des Abzugs, und noch war ihr Platz nicht ersetzt. Denn unter den französischen Gouvernanten, die sich etwa

eben in Stockholm finden ließen, war so manche als Putzmacherin in das Land gekommen, oder besser zur Kammerfrau als zur Erzieherin befähigt, und nur der Werth, der auf das Plappern ihrer Sprache gelegt ward, hatte sie in der Fremde zu höherm Range erhoben.

Auch hatte die Gräfin schon lange einen Lieblingswunsch genährt, auf dessen Ausführung sie trotz des Widerstandes, den seine Erfüllung bei ihrem Gemahl fand, noch immer im Geheimen rechnete. Sie wünschte dringend, ihre Tochter nach Gnadenfrei in Schlesien oder nach einer der andern Mädchenschulen der Brüdergemeinde zu schicken, um sie unter den Augen der frommen Brüder und Schwestern zur demüthigen Christin aufwachsen zu lassen.

Sie selbst war unter den wohlthätigen Einflüssen einer innigen Gottesfurcht erzogen. Sie fühlte im tiefsten Innern, daß aus dem Samen, den ihre fromme Mutter in ihr Herz gelegt, das schützende Palmbaumdach erwachsen war, unter dem allein sie vor den Stürmen und Ungewittern ihrer Jugend einst ein sicheres Asyl gefunden hatte, und das noch immer in Stunden des Trübsals ihr Schutz und Obdach bot.

Für des geliebten Kindes feurigen und unabhängigen Geist glaubte sie die milde Strenge jener Anstalten besonders geeignet, ihn zur echten christlichen Demuth zu bringen. Auf diese Weise entzog sie es auch dem Zelotismus der schwedischen Kirche, welche die ganze dogmatische Starrheit der Amsdorf und Flacius beibehalten und ihren engen Weg von hohen Mauern eingeschlossen hatte, zwischen denen das theuere forschende Kind sich schon jetzt fühlte wie im Gefängniß. Der gesetzmäßige Religionsunterricht hatte bereits begonnen, ohne auf die Kleine einen andern Eindruck zu machen als den der Langeweile. Nur Einzelnes stieß ihr auf, als im Widerspruche mit dem, was ihre Mutter selbst sie gelehrt, als sie noch ein kleines Mädchen war, auf dem Gute des Großpapas in Wildeneck, als diese sie noch selbst zu Bette brachte und jeden Abend und jeden Morgen mit ihr niederkniete und sie gleichsam in die vertrauliche Gegenwart Gottes und seines Sohnes einführte. Kam nun jetzt ein solcher Widerspruch vor, so war sie unermüdlich mit Forschen und quälte die Mutter mit Fragen, durch die diese sich beengt und verwirrt fühlte. Dann ergriffen sie fast Gewissensbisse,

daß sie das Wichtigste, ihres Kindes religiösen Unterricht, aus den Händen gegeben.

Aber wie hätte sie eine Wahl gehabt in ihren Verhältnissen? als die Gattin ihres Gemahls? Dann fühlte sie schmerzlich, daß keiner zweien Herren dienen könne, und fühlte es doppelt schmerzlich, als sie sich gestehen mußte, daß der Dienst des einen, der Welt, ihr kaum mehr die Fähigkeit gelassen, jenen Unterricht mit vollkommen reinem Gewissen zu leiten.

Auch den Einflüssen dieses verführerischen Weltlebens wünschte die Gräfin dringend ihre Tochter zu entziehen, mindestens bis sie ein reiferes Alter erreicht hatte, und eine Erziehung in Gnadenfrei schien ganz geeignet, sie dagegen zu stählen. Hier, so nahe dem bewegten Spiel einer ränkevollen Politik und der aufgeregtesten Leidenschaften, konnte höchstens die zarteste Jugend und die Schranke der Kinderstube die Tochter des Oberkammerherrn und der erklärten Freundin und Lieblingin der Königin vor einigem Zusammenhang mit Welt und Hofintriguen schützen.

Darum, wie schmerzlich ihr auch der Gedanke an eine Trennung von dem geliebten Kinde war, wünschte

sie doch sehnlich, es nach Gnadenfrei schicken zu können, und sie hatte seit Jahren an der Ausführung dieses Planes gearbeitet.

Allein der Graf, ihr Gemahl, wie gefällig er auch immer sonst sich zeigte, war entschieden dagegen. Wenn er den todten Formalismus der schwedischen Kirche verachtete, so war er ihm am Ende doch noch minder unerträglich als die Innerlichkeit und die andächtigen Spielereien von Zinzendorf's Anhängern. Wenn er die erstere an seiner Frau duldete, ja auf seine Weise schätzte, so war es nur, weil er sie von letztern frei sah. Er war nur der Stiefvater Cary's, aber er nahm Theil an ihr, freute sich an ihrem aufgeweckten Wesen und hatte, ehe er selbst Kinder hatte, manche Stunde mit ihr vertändelt. Auch jetzt war er noch immer entschlossen, väterlich für sie und ihre Zukunft zu sorgen. Seine freie Beistimmung war daher von der äußersten Wichtigkeit für die Gräfin und sie durfte um so weniger in Bezug auf ihrer Tochter Erziehung einen eigenmächtigen Schritt thun, als sowol die mütterliche als die väterliche Verwandtschaft, in denen das junge Mädchen eine Stütze hätte finden können, ihr

gänzlich, letztere ausgestorben, erstere durch lange Entfernung entfremdet war.

So saß sie noch in trübem Sinnen verloren, als ganz unerwartet Graf Kronhelm, ihr Gemahl, hereintrat.

Die lange hagere Gestalt mit den tiefgerunzelten Wangen hätte ein Fremder wol eher für den Vater als für den Gatten der schönen Agathe gehalten. Doch sah er bei seinem vornehmen Anstande in der reichen atlassenen, goldgestickten Hoftracht, mit der dickgepuderten Perrüke in Haarbeutelform, gar stattlich aus. Er redete nach dem damaligen Gebrauche der höhern Klassen in Schweden wie in Deutschland gewöhnlich nur französisch mit seiner Frau, obwol er vollkommen deutsch und sie ziemlich gut schwedisch sprach.

Der Unerwartete trat mit einer höflichen Entschuldigung über diese Unterbrechung bei ihrer Toilette herein. Verzeihen Sie diesen Ueberfall, sagte er, aber indem er sie anblickte, blieb er bewundernd stehen. Ma foi, sagte er, es ist schon der Mühe werth eine Sünde zu begehen, wenn sie so belohnt wird. Haben Sie das Haar der Berenice wieder vom Himmel herunterbeschworen, um sich damit zu schmücken,

schöne Agathe? Und fürchten Sie nicht, fügte er im bombastischen Schmeichlerton, den die Zeit guthieß, hinzu, indem er auf die kleine Bildsäule der Minerva zeigte, die auf ihrem Schreibtisch stand, fürchten Sie nicht, Schönste der Schönen, den Neid der Göttin zu erwecken und Medusa's Schicksal zu haben?

Er hob den schweren goldenen Haarschleier mit einer eleganten Verbeugung auf und drückte ihn ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Agathens Gesicht war von hoher Röthe übergossen. Nach zehnjähriger Ehe fühlte sie sich dem Grafen gegenüber in vieler Hinsicht noch fast als eine Fremde. Sie lächelte etwas gezwungen. Sie hatte kein Wohlgefallen an der verliebten Galanterie ihres Gatten. Das stutzerhafte Wesen kleidete dem bejahrten Manne schlecht. Es hatte ihm schon nicht mehr gekleidet, als sie sich mit ihm vermählte, und obwol sie ihm ein Herz voll wahren Wohlwollens, eine innige Dankbarkeit und eine vollkommene Hochachtung entgegentrug, hatte sie doch auf geschickte Weise soviel als möglich seine zärtlichen Tändeleien zu vermeiden gewußt. Auch hatte sie von dem Philosophen und Weltmann davon nur wenig zu leiden

gehabt. Erst seitdem er die schlüpfrige Bahn des Höflings betreten, schien er bisweilen die Jugend gleichsam damit zurücklocken zu wollen.

Mit einem gewandten Handgriff faßte sie schnell das reiche Haar, drehte es geschickt in einen dicken Knoten zusammen, wie sie ihn nicht der Mode der Zeit, sondern der Antike abgesehen, und befestigte denselben flüchtig im Nacken mit dem weitzahnigen Kamm. Dann schlug sie eine weite schwarzseidene Crispine über die Schultern, indem sie sagte:

Monsieur Truchon läßt mich ungebührlich lange warten. Er weiß, daß wir heute alle seine Sklavinnen sind. Aber auf jeden Fall muß ich mich anständig machen, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs vergönnen. Ganz unerwartet zu dieser Stunde, wo ich Sie regelmäßig beim Könige weiß.

Seine Majestät hatten Kopfschmerzen und wünschten sich durch ein Nachmittagsschläfchen für die heutige Gala zu stärken. Kein Wunder, daß alle der Verdruß ihm den Kopf heiß macht. Sie treiben's ärger und ärger.

Ist wieder etwas vorgefallen? fragte Agathe voll Theilnahme.

Nichts Bedeutendes. Ein anderes mal davon. Als Seine Majestät mich entließen, benutzte ich die Zeit, um nach der Bibliothek zu fahren und eine Sache abzumachen, über die ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. Ich kam nach Hause und hörte, Sie wären bei der Toilette. Nun schritt ich unterdessen zu der meinigen, in der Hoffnung, Sie nachher auch fertig zu finden, allein ich sehe, setzte er lächelnd hinzu, die Grazien begnügen sich nicht mit ein paar Stunden, sie machen auf wenigstens einen halben Tag Anspruch.

Rechnen Sie es nicht mir zu, erwiderte die Gräfin, sondern dem Zwange der Mode und eines Hofdienstes, dessen ich gern entledigt wäre.

Vielleicht, versetzte der Graf, vergönnt mir Ihr tyrannischer Monsieur Truchon noch eine Viertelstunde, eine Sache mit Ihnen zu besprechen, die ich schon früher habe Ihnen vorlegen wollen, nur daß es mir besser schien, Sie nicht damit zu beunruhigen, ehe sie entschieden war.

Die Gräfin sah ihn fragend an.

Er setzte sich ihr gegenüber, schwieg eine Weile, räusperte sich und war sichtlich einigermaßen um einen

Anfang verlegen. Endlich fragte er: Wie alt ist Charitas nun?

Eben vierzehn Jahre alt geworden, erwiderte die Mutter, nicht ohne Verwunderung.

Und die Knaben? Erich?

Acht Jahre und drei Monate.

Und Axel?

Gerade funfzehn Monate jünger.

Richtig, so paßt alles. Wann ist die Zeit der Französin aus?

Morgen.

Und haben Sie eine andere an ihrer Stelle gefunden?

Nicht doch, mein Freund, erwiderte die Gräfin höchst erstaunt. Ich habe Ihnen wiederholt die Schwierigkeiten geklagt, die ich gehabt, hier im fernen Norden, unter einer Nation, bei welcher Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Irreligiosität und Sittenlosigkeit vorherrschen, und die überdies uns Ausländern nur überläßt, was sie selbst nicht brauchen kann, unter dieser Nation eine passende Erzieherin für Charitas zu finden. Sie wissen, mein Theurer, wie dringend ich wünschte, diesem geliebten

Kinde die Vortheile einer wahrhaft gottesfürchtigen Erziehung zu geben, und wie oft ich Sie gebeten, mir zu erlauben, es nach Gnadenfrei zu schicken. Gott im Himmel weiß, wie schmerzlich es mir ist, sie von mir zu geben. Aber was ist meine mütterliche Zärtlichkeit, wenn es das Heil ihrer Seele gilt?

Hier spielte ein kleines sarkastisches Lächeln um den Mund des Grafen.

Seine Gemahlin jedoch, ohne es zu beachten, fuhr fort: Die Innigkeit dieses Wunsches, mein Freund, gibt mir den Muth, Sie noch einmal um Ihre Einwilligung zu bitten.

Was, erwiderte der Oberkammerherr etwas spöttisch, und Ihre beiden Söhne wollen Sie nicht nach Herrnhut oder Niesky schicken? Was haben die armen Jungen gethan, daß Sie sie wollen ruhig in die Hölle fahren sehen?

Misverstehen Sie mich nicht geflissentlich! Nicht als den einzigen Weg zum Heile betrachte ich eine Auferziehung in der frommen Gemeinde, nur als den sichersten. Die Knaben sind zu jung, um der Mutter Schos schon entbehren zu können. Ich zweifle nicht,

daß sie auch hier den Weg zum Herrn finden können, wenn wir beide mit vereinigter Liebe und demüthigem Gebet über sie wachen.

Was letzteres anbetrifft, so verlaß ich mich ganz auf Sie, schöne Agathe; Sie wissen ja, wie sehr ich selbst auf den weiten Mantel Ihrer Gebet= und Bußübungen rechne, unter dem verborgen Sie mich armen Sünder mit durch die Himmelspforte schlüpfen lassen! Aber Scherz beiseite! Sie können sich darauf verlassen, Ihr Plan mit Charitas wird nie meine Einwilligung erhalten. Und Sie werden mir es einmal danken. Der gute Kopf des Mädchens soll mit andern Dingen gefüllt werden als mit pietistischen Predigten und Reimen vom gekrönten Lämmlein. Ueberdem ist es zu spät. Dadurch, daß Sie mir Vaterrechte übergeben haben, Agathe, ist Charitas eine Schwedin geworden. Hier in Schweden werd' ich sie verheirathen, und es ist billig, daß sie eine schwedische oder vielmehr, denn ich halte, wie Sie wissen, nicht viel auf diese romantischen Schwärmereien von Vaterland und Nationalität — eine kosmopolitische Erziehung erhalte. Daß ich sie nicht auf die hier landesbräuch=

liche, adeliche Weise aufwachsen lassen will, halb bäuerisch, halb frivol, können Sie mir zutrauen. Zur Haushälterin sowie zum Ernährungswerkzeug einer unwissenden französischen Mamsell ist sie wirklich zu gut, da haben Sie recht.

Und was müssen wir denn thun, fragte Agathe sehr niedergeschlagen, um den Weg zu finden, den Sie für den richtigen halten?

Was die weibliche Erziehung anbelangt, erwiderte der Graf, so hat unser Jahrhundert einen ungeheuern Rückschritt gethan. Der Knabe, der junge Wilde, soll durch die Grazie des weiblichen Einflusses gezähmt und geschmeidigt werden; das Mädchen durch Männer gebildet. Italien, Frankreich, die Niederlande haben bewiesen, was eine Frau leisten kann. Auch Ihr Vaterland hat Namen aufzuweisen, wie die Frauen von Löser, und Friesen und Gersdorf, und wie sonst alle die Minervae Saxonicae u. s. w. heißen mögen. Nur daß bei den deutschen Damen sich immer ein wenig Bigoterie einmischt. Ja ja, Sie wissen was Sie kleidet. Kein Mann mag einen weiblichen Freigeist goutiren.

Glauben Sie wirklich, daß auch in solchen heiligen Dingen die Stimme der Koketterie sich hören lasse?

Der Graf lächelte schlau und fuhr fort: Disputiren wir darüber ein anderes mal, schöne Agathe. Was mein jetziges Argument anbelangt, so wissen Sie, daß auch Schweden nicht ganz im Schatten steht. Die Königin Christine ist ein glänzendes Beispiel. Aber auch mehr sich unserer Zeit nähernd wird Katharina Baath genannt, und die Gattin des Antiquars Brenner . . .

Wie! Sie wollen unsere kleine Charitas zur Gelehrten erziehen?

Und warum nicht? Wenn Sie, zu deren Toilettendienst immer sämmtliche Huldgöttinnen bereit sind, ihr mütterlich die eine oder die andere abtreten, die ihr sorglich jeden etwaigen Tintenfleck an den Fingern mit Eau=de=Luce abwäscht? Was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen entdecke, daß ich ihr bereits einen Lehrer, das heißt einen Informator statt einer Gouvernante bestellt habe?

Sie scherzen, mein Freund!

Nichts weniger. Und als guter ökonomischer Haus=

vater habe ich dabei nicht minder an meine beiden Knaben gedacht. Für Erich hätten wir die Zucht der alten Wärterin und ihren altmodischen Märchenspuk, den Sie so poetisch finden, längst abschneiden sollen. Der Axel ist genau in dem Alter, sein mensa, mensae, mensam zu beginnen. Ihre Ingeborg hat die beiden wackern Jungen glücklich durch das A-b-c und die Fibel gebracht. Von der Französin haben sie ziemlich fertig französisch plappern lernen; es ist Zeit, daß ein tüchtiger Mann sie in die Hände nimmt.

Was die Knaben anbelangt, so mögen Sie recht haben. Allein Charitas? Scheint es Ihnen ganz paßlich, den Unterricht eines einzelnen Fräuleins, das soeben in das jungfräuliche Alter tritt, einem fremden Manne zu übergeben? Der Anstand, scheint es mir, die Schicklichkeit — Sie wissen, daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse mir nicht verstatten, stets bei ihrem Unterricht zugegen zu sein. Wenn wir nun keine Gouvernante im Hause haben . . .

Der Graf lachte laut. Wahrhaftig, auf diese Einwendung war ich nicht gefaßt, sagte er. Halten Sie mich wirklich für den unbesonnenen Jüngling, der das

funfzehnjährige Blümchen ohne weiteres einem jungen Studenten oder dergleichen in die Arme werfen will? Seien Sie ganz unbesorgt, eine Abälard und Heloisengeschichte haben Sie auf keine Weise zu fürchten. Der Lehrer, den ich in meinem Hause angestellt und der schon heute Abend anziehen wird . . .

Heute Abend! schon heute?

Dieser Lehrer ist nicht im Mindesten gefährlich. Und zwar weil er erstens ungefähr dreimal so alt ist als unsere Cary. Zweitens weil diesem Adonis die Plage der Menschheit, die Pocken, ziemlich arg mitgespielt haben. Drittens weil dieser Verführer einäugig ist und demnach seine Liebesflammen nur aus Einem Auge sprühen kann. Und viertens endlich, weil dieser gefährliche Mann zwar eine herculische Figur, leider aber nur Einen Arm hat. Sie sehen daraus, daß das Embrassiren auch nicht gerade seine Sache sein kann. Was sagen Sie nun? Scheint Ihnen ein solcher Mann bedenklich für die Tugend Ihrer vierzehnjährigen Tochter?

Erklären Sie mir . . .

Hören Sie an. Schon lange war mir, wenn ich

auf die Bibliothek ging, ein großer ältlicher Mann aufgefallen, der in der orientalischen Abtheilung mit Schreiben und Ordnen von Manuscripten beschäftigt war. Eine athletische Gestalt, von imponirendem Anstande und von so dunkler Gesichtsfarbe, daß ich ihn für einen Asiaten hielt. Der wunderlichste Contrast mit dem Mehlgesichte und der Flachsperrüke des Bibliothekars. Ich hatte mich nie genauer nach ihm erkundigt. Nur so viel wußte ich, daß ihn der Bibliothekar mit aus England gebracht, als er vor dem Jahre dorthin gegangen war, um nach einigen dänischen Documenten zu suchen, und daß es seit seinem fleißigen Arbeiten in der Bibliothek Licht geworden war, in dem Wust des orientalischen Schrankes, wo alles übereinanderlag.

Vor einigen Tagen nun, als ich eben in den Saal trete, eine Mußestunde dort zu benutzen, spricht mich der Bibliothekar sogleich an und frägt, ob ich nicht vielleicht irgend eine Stelle wisse, etwa im diplomatischen Fach als Translateur, für einen Mann in mittlern Jahren, von bedeutenden Sprachkenntnissen und sonstigen Fähigkeiten; auch ein trefflicher Mathematiker und gründ-

licher Kenner der Literatur; kurz ein Wunder von Gelehrsamkeit, aber sehr arm und vom Schicksal verfolgt. Er sei ein Studirter von Haus aus, aber dann in russischen Diensten, oder, was weiß ich, in türkischen Diensten gewesen, sei in Gefangenschaft gerathen und habe die orientalischen Sprachen während eines langen Aufenthalts im Morgenlande gründlich erlernt. Er sei ein Deutscher von Geburt, also gleichsam ein natürliches Vehikel alles Wissens. Er habe ihn bei seinem Aufenthalte in London gefunden, wo er sich kümmerlich von Sprachunterricht genährt habe, besonders im Arabischen und Persischen. Da nun die orientalischen Manuscripte der Bibliothek wie eine große Last auf ihm selbst gelegen — was ich gern glauben will, denn der gute Mann kann keinen Buchstaben davon lesen — so habe er ihm den Vorschlag gemacht, ihn nach Stockholm zu begleiten, wo er auf der Bibliothek seine Sprachkenntnisse ein paar Jahre lang besser verwerthen könnte als durch Unterricht. Er habe nun in unglaublich kurzer Zeit die ihm aufgegebene Arbeit vollendet — wodurch er unter anderm seine Ehrenhaftigkeit und seine Uneigennützigkeit bewiesen habe, denn es habe ihn niemand

darin controliren können — und sei nun gewissermaßen brotlos. Es sei ihm, dem Bibliothekar, daher alles daran gelegen, für Herrn Mannsfeld, so heißt er, eine Versorgung zu finden. Ich ließ mir den Mann vorstellen; für einen armen Mann geringer Herkunft eine ungeheuer stolze Erscheinung; und eben darum gefiel er mir. — Ich lasse mich mit ihm ins Gespräch ein und höre, daß er als türkischer Offizier in der Schlacht das linke Auge verloren und in persische Gefangenschaft gerathen sei. Wie er dort in die Hände orientalischer Literaten gefallen, und eine neue Welt des Wissens sich ihm geöffnet habe. Dann aber hat doch der angeborene kriegerische Geist in ihm gesiegt; er hat wiederum persische Dienste genommen und ist mit Schah Nadir's Heere nach Indien gezogen, bis er einen neuen Denkzettel im Verlust des Armes bekommen. Ein abenteuerliches Leben, wie aus Tausendundeiner Nacht.

Bei einer solchen Vergangenheit, bemerkte Agathe, deren Interesse für den Landsmann durch die Seltsamkeit seiner Schicksale geweckt war, sollte man fast rohe Sitten voraussetzen. Doch würden Sie ihn nicht

zum Lehrer Ihrer Kinder und zum Hausgenossen gewählt haben, wenn dem so wäre.

Sie lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren. Seine Sitten sind einfach, fast streng, aber durchaus würdig. Offenbar ist er in der besten Gesellschaft groß geworden.

Und was hat ihn endlich nach Europa zurückgeführt?

Ohne Zweifel der natürliche Drang des civilisirten Menschen nach der civilisirten Welt, obwol er es nicht Wort haben wollte, denn er ist excentrisch. Er schwärmt für den Orient, doch hat er in England ein neues Steckenpferd gefunden. Es war ihm, sagte er, vor allem darum zu thun, sich der englischen Sprache, die er schon in seiner Jugend gelernt und in Indien viel gesprochen hatte, gründlich zu bemächtigen. Und wie fängt er das an? Statt sich an die neuern englischen Schriftsteller zu halten, deren Geschmack sich unter dem Einfluß der französischen Literatur einigermaßen polirt hat, gräbt er die alten Dichter wieder auf, die von Barbarismen wimmeln, wenn sich auch einiges Genie nicht in ihnen verkennen läßt. Besonders will er eine

reiche Fundgrube alles Schönen und Erhabenen in einem alten Dichter, Namens Shakspeare finden, auf den, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, Voltaire bereits aufmerksam gemacht hat, natürlich nicht ohne seine Geschmacklosigkeiten zu rügen. Wie ich sagte, dieser Mannsfeld ist ein Sonderling.

Und ein Deutscher, seufzte die Gräfin nachdenklich, ein Landsmann! Und heute noch, sagten Sie, wird er kommen?

Allerdings. Als ich ihm vorgestern den Antrag machte, als Lehrer meiner Kinder mit reichlichem Gehalt in mein Haus zu ziehen, stutzte er. Er sei, sagte er, wenig an Kinder gewöhnt; er fürchte auch, obwol er auf Universitäten gewesen, doch vielleicht in seiner Kenntniß der classischen Sprachen zurückgekommen zu sein. Als ich jedoch ihm das Alter der Knaben nannte und ihm sagte, daß eins seiner Schüler ein Mädchen sei, meinte er selbst, daß der Ueberrest seiner philologischen Kenntnisse zum Elementarunterricht wol ausreiche. Ich liebe die Jugend, sagte er. Aber ich fühle, daß ich mehr von ihr empfange, als ich ihr geben kann. Sie erhellt die Nacht meines Lebens mit ihrer

Morgenröthe. Ich kann nur Schatten auf ihre Sonnenstrahlen werfen. Doch bat er sich zwei Tage Bedenkzeit aus. Heute nun erklärte er mir seine Bereitwilligkeit, jedoch mit der Bedingung, daß er nicht gebunden sei, sondern zu jeder Zeit seine Stelle niederlegen könne, wogegen er auch uns vollkommene Freiheit, ihn zu entlassen, zusprach. Schon daraus sehen Sie, daß wir es mit keiner gemeinen Natur zu thun haben, liebe Gräfin.

Hier ward die lange Unterredung von der endlichen Ankunft des Perruquiers unterbrochen. Wie gern hätte ihn die Gräfin fortgeschickt; ihr Herz war schwer. Sie sehnte sich nach Einsamkeit. Es war ihr zu Muthe, als stünde sie selber am Eingang einer neuen Lebensperiode, indem ihr geliebtes Kind eine neue betrat.

Allein die Königin Ulrike, die sie allen ihren Damen so weit vorzog, hatte es ihr zur besondern Pflicht gemacht, ja heute zu erscheinen. Denn sie wußte sich von geheimen Feinden umringt, und wenn sie täglich erleben mußte, wie der hohe Adel und namentlich die Frauen der Reichsräthe sie geflissentlich vernachlässigten, um sie zu kränken und zu demüthigen,

so wußte sie, daß ein Galatag dazu doppelte Gelegenheit gab. So war es denn wichtig, sich von einer Galaxie von Rang und Schönheit aus ihrer eigenen Partei zu umringen, und den Oberkammerherrn und seine Gemahlin konnte das königliche Paar und die Partei der Mützen, die es damals mit dem Hofe hielt, zu ihren treuesten Anhängern zählen.

Auch war Agathe seit Jahren an den Zwang des Hoflebens gewöhnt, und sie unterwarf sich ihm während der acht Monate, die sie in der Stadt zubrachte, pflichtgetreu, als wäre es eine Sache, die sich von selbst versteht, und nur in der Stille nach dem kurzen Sommer seufzend, der ihr erlaubte, sich auf ihr friedliches Landhaus zurückzuziehen.

Gleich nach Monsieur Truchon erschien auch Charitas, ein hochaufgeschossenes schlankes Mädchen, ohne Schönheit, aber mit einem scharf markirten Gesicht voll Geist und Leben. Sie brachte ihrer Mutter einen französischen Aufsatz, den die Gräfin weglegte, mit dem Bedeuten, daß sie ihn morgen durchsehen wolle. Denn seit jener Entdeckung hatte sie selbst den nothdürftigen Unterricht des jungen Mädchens übernom-

men, um die Französin soviel als möglich von ihr fern zu halten.

Charitas griff nun nach ihrem Buche, denn ihre Mutter ließ sich jedesmal, wenn sie sich unter die Hände des großen Haarkünstlers begeben mußte, deutsch von ihrer Tochter vorlesen. So schnitt sie dem unerschöpflichen Schwätzer, der überdem oft Skandal von Haus zu Haus trug, gleichsam das Wort im Munde ab; nur eine Ermahnung, wie Madame den Kopf halten sollte, oder eine Frage, was sie zu tragen wünsche, unterbrach von Zeit zu Zeit das gezwungene Schweigen.

Charitas merkte sogleich, daß ihre Mutter etwas auf dem Herzen hatte; daß sie verstimmt und zerstreut war. Sie blickte verstohlen einigemal auf, als sie mit ihrer jugendlichen Stimme mit großer Ernsthaftigkeit Gellert's „Von den Annehmlichkeiten des Misvergnügens" vorlas; aber schon nach einigen Seiten sank ihr das Buch aus der Hand und sie seufzte: Ach! gnädige Mama! wie ist doch Gellert so langweilig!

Die Gräfin lächelte. Magst du nicht Gellert's Fabeln leiden?

Ja, die gehen wol an. Ich habe mehrere davon für Erich ins Schwedische übersetzt und in Reimen, Mama, und er mag sie gern. Aber viel ist doch auch nicht daran. Die deutschen Bücher sind alle langweilig, Mama.

Das ist sehr vorschnell geurtheilt, Cary! Du kennst zu wenige. Du weißt ja, wir leben so weit weg; ich bin eine Fremde geworden im eignen Vaterlande. In den zehn Jahren seit wir fort sind, hat sich unsere so reiche Sprache mehr entwickelt. Es soll jetzt dort einen großen Dichter geben, der ein herrliches Buch geschrieben hat; ein großes episches Gedicht, das sogar die „Henriade" hinter sich lassen soll und auf jeden Fall einen viel erhabenern Gegenstand hat, denn es besingt unsern Heiland.

Wollen wir nicht einmal hinreisen nach dem schönen Gebirge Ihrer und meiner Heimat, theure Mama?

Die Gräfin seufzte, ohne zu antworten. Sie pflegte mit Cary immer deutsch zu sprechen. Sie liebte ihre Sprache um des theuern Mannes willen, der sie zuerst dieselbe zu lieben gelehrt hatte, und war besonders

bemüht, um seines Andenkens willen das Band zwischen Cary und ihrem Vaterlande nicht ganz zerreißen zu lassen. Nach funfzehn Jahren der Trennung konnte es freilich nicht anders sein, als daß sein Bild in den Hintergrund ihrer Seele getreten war. Allein sie hielt es heilig. Seine Züge hatten sich in ihrem Gedächtnisse zu dem eines idealen Heros verschönert. Die kurzen drei Monate, die sie ihn gekannt, waren wie ein seliger Traum verschwunden. Sie waren die erhebende, seelenerwärmende Poesie ihres Lebens gewesen, die wie eine Oasis in der Wüste der dumpfen geisteinschläfernden Prosa ihrer Kindheit und des aufregenden Welttreibens ihrer reifern Jahre lag.

Sie nahm sich oft vor, Cary, wenn sie erst groß sei, feierlich einzuführen in den Tempel ihrer Erinnerungen; sie konnte sich nach dem Augenblick sehnen, denn sie fühlte sich oft grauenhaft allein. Aber für jetzt war ihr Cary nur noch ein Kind.

Sie küßte sie und entließ sie, als Monsieur Truchon fertig war. Der Abend nahte heran und sie mußte an die Vollendung ihrer Toilette denken. Nachdem das Hauptkunststück, der Kopfputz, zu Stande gebracht war

und die zierlichen Füße mit ihren goldgestickten Atlasschuhen bekleidet waren, saß sie lange, den seidenen Ueberwurf flüchtig über die Unterkleider gezogen, bevor sie sich ganz fertig machte, immer hoffend, der Informator werde kommen, ehe die Beschäftigung mit ihrem Anzuge sie hindern werde, ihn zu empfangen.

Die Stelle eines Hofmeisters, oder, wie man einen Hauslehrer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wol zu nennen pflegte, eines Informators, war zu jenen Zeiten in den Augen des deutschen Adels wenig höher als die eines Kammerdieners, wozu die demüthige, fast kriechende Haltung der Francke'schen Schule, aus der die theologischen Candidaten, denen man gern seine Kinder anvertraute, vorzugsweise gewählt wurden, nicht wenig beitrug. Aber weder der Graf noch die Gräfin von Kronhelm theilten diese Ansichten. Die Lehrer ihrer Kinder waren Agathen in hohem Grade wichtig, und dieser besonders! Ein Unglücklicher! und ein deutscher Landsmann obendrein — allein sie konnte nun nicht länger warten. Sie war in vollem Schmuck und die Sänfte stand bereits vor der Thüre, als ihr gemeldet ward, daß Herr Mannsfeld, der neue Lehrer,

gekommen sei. Ingeborg wird ihm sein Zimmer anweisen, sagte sie. Aber ich will ihn doch noch einen Augenblick sehen.

Die Gräfin leuchtete in der vollsten Pracht ihrer Schönheit, als von außen reicher Putz und Mode, von innen die Aufregung ihres Gefühls, die ihren Augen doppelten Glanz gab, sich zu ihrem Vortheil vereinigten. Sie hätte übrigens auch ohne diese Aufregung das künstliche Roth der Wangen entbehren können, das der Zwang des Hofes erheischte. Der gebieterischen Mode der Zeit, die Farbe der Haut durch den Contrast von schwarzen Schönpflästerchen zu heben, folgte sie nur auf das mäßigste, und nur eine einzige flatternde Amorette, kaum groß genug, den kleinsten Kindernagel zu bedecken, war zwischen dem untern Theil der linken Wange und dem Kinn zu bemerken, in schwebender Stellung, als wollte sie sich im Grübchen des letztern ein anmuthiges Nest suchen. Für die edle, blendend weiße Stirn schien selbst der mächtige Bau des dickgepuderten Haares nicht zu hoch, von dem stolze Schwungfedern sich hinabneigten, während ein paar kostbare Perlenschnüre gleichsam den überquellenden

Reichthum des Haares zusammenhalten zu sollen schienen. Ein weißer silberverbrämter Rock fiel vorn auf die blitzenden Schuhschnallen herab und sah nur in schmalem Streif aus dem schweren, blau und goldenen brocatenen Oberkleide hervor, das, in weitem Kreise über den mächtigen Reifrock hinabfallend, den herrlichen Leib umschloß, vorn in tiefer Spitze auslaufend, hinten in langer stattlicher Schleppe.

Nichts aber konnte vollkommener sein als die Büste der Gräfin. Der schlanke Hals, die fallenden marmorgleichen Schultern, der züchtig von Spitzen und Flor verhüllte Busen. Neben den strahlenden Steinen des Halsbandes drängte sich fremdartig ein einfaches schwarzes Schnürchen, von dem die böse Welt sagte, es müsse irgend ein Amulet daran hängen, denn die Gräfin legte es nie ab, sie mochte in Hof- oder Haustracht sein. — Nicht minder vollkommen waren auch die vollen alabasterhaften Arme, und auch von ihnen war nicht mehr zu sehen, als was durch die luftigen Spitzengehänge vorschimmerte, die von den Ellenbogen herabfielen, denn reichgestickte Handschuhe deckten sie bis mindestens drei Zoll über dem Hand-

gelenk, und nur ein schmales Streifchen der glänzenden Haut blieb sichtbar.

So stand sie mitten im hellerleuchteten Zimmer, als der Kammerdiener die Thür öffnete und mit den Worten: Herr Mannsfeld, Ihre gräflichen Gnaden! — den Fremden hineinwies.

Zweites Kapitel.

Der Informator.

Eine hohe martialische Gestalt stand vor ihr; ein Mann, dem man es zwar auf den ersten Blick ansah, daß er die Jugend weit hinter sich hatte, der aber ebenso entschieden noch im Besitze der vollen männlichen Kraft war. Er trug ein einfaches dunkelgrünes Tuchkleid, bis an den Hals zugeknöpft, ohne Busenstreifen oder Manschetten; eine militärische schwarze Halsbinde paßte zu der strengen Einfachheit der ganzen Erscheinung. In der breiten schwarzen Binde, die ihm über die rechte Schulter fiel, ruhte ein verstümmelter Arm. Die Gesichtsfarbe war so dunkel, daß die Verwüstung, welche die Pocken in der Haut angerichtet, nicht besonders hervortrat. Das Haar, schwarz und dick, war

stark mit weißen Fäden gemischt. Eine breite, längst verharschte Narbe zog sich über die hochgewölbte Stirn, über die kühne Nase weg, nach dem linken Auge, das ein schwarzes Pflaster deckte. Die große Magerkeit des Gesichts gab den Formen etwas Scharfes. Es waren tiefe charaktervolle, unbeschreiblich melancholische Züge, auf denen die Stürme des Lebens unverwüstliche Spuren gelassen hatten.

Frau Gräfin haben befohlen, sagte er auf französisch, indem er sich tief verneigte.

Sie antwortete ihm deutsch. Ich freue mich, mein Herr, sagte sie mit dem süßesten Ton ihrer Stimme, Sie in meinem Hause zu sehen, und doppelt, indem ich einen Landsmann in Ihnen begrüße. — Es thut mir ungemein leid, fuhr sie fort, indem sie wahrnahm, daß er sie bestürzt anblickte, daß ich Sie heute nur einen Augenblick sehen kann. Der Lehrer meiner Kinder ist mir eine so wichtige Person, daß ich gern zu Hause bliebe, wenn es gälte, eine Lustbarkeit zu opfern; aber meine Pflicht ruft. Ich muß nach Hofe.

Indem sie sprach, bemerkte sie nicht ohne Verwirrung, daß der Fremde sie anstarrte — ja es schien

ihr, als wäre sein Blick mit Entsetzen auf sie gerichtet. Sie hielt inne, in der Erwartung, daß er etwas erwidern werde. Allein sie sah ihn nur zweimal die Lippen öffnen, ohne daß ein Laut ihr Ohr erreichte, indem die Farbe gänzlich aus seinem Gesichte trat; es war, als sähe ein graues Leichengesicht sie an.

Plötzlich trat er einen Schritt näher; seine hohe Gestalt schwankte. Er ergriff die Lehne eines Stuhls und stützte sich darauf.

Verzeihen Sie mir, Madame, sagte er mit bebender Stimme, ich bin krank. Es ist die Sprache meiner Heimat — es muß die Ueberraschung sein, meine Sprache nach so vielen Jahren wieder zu hören, die mich so entmannt — ich wußte nicht ...

Setzen Sie sich, mein Herr, sagte sie mit mitleidiger Güte, wie rührt mich Ihre Ueberraschung!

Er sank auf den Stuhl, den sie ihm hinschob, und deckte das Gesicht mit der Hand.

So wußten Sie nicht, daß Sie in mir eine Deutsche finden würden? — O, ich kann Ihre Ueberraschung, Ihren Schreck mit Ihnen empfinden! Die Heimat bleibt uns ewig theuer! — Und ist es so

lange her ... Fühlen Sie sich ohnmächtig? — Trinken Sie etwas Wasser!

Sie war voll herzlichen Mitleids dicht an ihn herangetreten und reichte ihm ein Glas Wasser. Seine Hand sank herab. Er sah sie von neuem an, geisterbleich mit blutlosen Lippen. Es war Wahnsinn in diesem Blick.

Sie trat entsetzt zurück. Ihre Hand erhob sich unwillkürlich, um die kleine Schelle zu ergreifen, die auf dem Tisch stand.

Wahrscheinlich war es diese Bewegung, die dem unglücklichen Manne Kraft gab, sich zu ermannen. Er erhob sich rasch, und obwol noch mit aschfarbenem Gesicht, sagte er mit Hast: Gewähren Sie mir Verzeihung, gnädigste Frau, für diese unglückliche Einführung. Ich hätte meine Klause nie verlassen sollen. Es war Ihre Sprache, gnädige Gräfin, ja es muß Ihre Sprache sein, die mit furchtbarer Gewalt eine der herzzerreißendsten Erinnerungen meines unseligen Lebens aus der Nacht meiner Vergangenheit emporsteigen ließ und mich halb der Besinnung beraubte. Ich stehe beschämt vor Ihnen.

— Nicht doch, guter Herr Mannsfeld. Sollten Sie sich schämen, daß Sie krank, daß Sie unglücklich sind? O möchten Sie in meinem Hause die Ruhe finden, die Sie bedürfen! Möchte es der Hafen Ihres sturmbewegten Lebens sein!

Er stand vor ihr, aufrecht, ohne zu schwanken, bleich, mit gesenktem Blick, kaum hörend, was sie sprach, nur dem Tone der Stimme lauschend.

Jetzt, fuhr sie fort, bedürfen Sie vor allem der Ruhe. Morgen werd' ich Ihnen meine Kinder vorstellen. Ich kann Sie heute nur mit den allernothwendigsten Bequemlichkeiten versehen, da auch für mich Ihr Kommen eine Ueberraschung war. Morgen will ich alles besser einrichten.

Sie klingelte, und als Ingeborg hereinkam, empfahl sie ihr den Fremden auf das dringendste. Der Herr ist unwohl, sagte sie; sorge ja für guten Thee, und daß das Zimmer nicht überheizt werde. Gute Nacht, lieber Herr Mannsfeld! Auf Wiedersehen morgen früh! Schlafen Sie ja recht ruhig, Sie sind unter Freunden und Gott ist ja überall.

Als sie allein war, sagte sie zu sich selbst: Welche

seltsame Scene! Der arme Mann dauert mich unbeschreiblich! Und doch sieht er nicht aus, als wäre er gern ein Gegenstand des Mitleidens. Es ist ein schauderhafter Gedanke, aber ich kann mich seiner nicht enthalten: sollte der Unglückliche nicht einmal geistesabwesend gewesen sein? Sein Blick war furchtbar! Und doch ist das Auge schön, es ist seelenvoll! Als er ruhiger ward, blickte mich dies Auge an wie aus einer andern Welt.

Aber sie hatte nicht Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Die Sänften warteten. Die Stunde drängte. Die Spaltungen am Hofe, über welche Etikette und Weltsitte nur einen dünnen Schleier warfen, nahmen bald ihr ganzes Interesse, ihr ganzes Mitgefühl für das schwerbeleidigte Königspaar in Anspruch.

Im vorigen Winter war bei Gelegenheit dieser Assembléen die gegenseitige Stimmung der Parteien erst recht zum Ausbruch gekommen. Den Gemahlinnen der Reichsräthe Grafen Scheffer und Höpner war, als sie zur Cour fuhren, die Einfahrt in den innern Schloßhof verweigert. Nicht ohne Grund war darin der Einfluß der Königin erkannt, die in der Anmaßung

eines früher nur dem königlichen Hause vorbehaltenen Vorrechts einen Eingriff in dessen Privilegien sah. Der gekränkte Stolz der beiden Damen hallte am folgenden Morgen in den leidenschaftlichen Verhandlungen des Reichsraths wider. Der Oberst der Wache ward vorgefordert, erklärte die Sache für ein Misverständniß und ließ auf Verlangen der beleidigten Magnaten den Unteroffizier, der auf königlichen Befehl gehandelt hatte, festnehmen.

Aber dies zerschnitt endlich den Geduldsfaden des schwachen Königs. Während er die bittern Demüthigungen, denen er und seine Gemahlin sich vor kurzem hatten unterwerfen müssen, noch gleichsam in allen Gliedern fühlte, bewies er jetzt den Reichsräthen und Ständen, daß er wenigstens noch Herr in seinem Hause sein wolle. Der Unteroffizier mußte freigestellt werden, und die Einfahrt blieb verschlossen.

Allein die Königin konnte sich dieses seltenen Sieges nur halb freuen. Die Assembléen wollten im ganzen Winter nicht wieder recht zu Stande kommen. Die Damen der Hüte unter den Reichsräthen und alles, was unter ihrem Einfluß war, zogen sich unter den

nichtigsten Vorwänden zurück, und die Stimmung der Damen der Mützen zeigte, daß sie in der Verletzung der Ehre ihrer Feinde auch die eigene Ehre verletzt fühlten.

Heute nun, in der eröffnenden Assemblée des diesjährigen Winters, sollte, durch vermittelnde Höflinge und allerlei beschwichtigende Maßregeln eingeleitet, ein Versuch gemacht werden, die Atmosphäre aufzuhellen. Aber Agathe fühlte gleich beim Eintritt die Schwere der Luft und das drohende Ungewitter. Die Frauen der höhern Stände haben eine unselige Kunstfertigkeit, ohne Worte, ja ohne directe Verletzung des Schicklichen, eine gewisse Nichtachtung, einen gewissen Hohn zu zeigen. Kaum daß sich das Wie und Was davon mit Worten definiren läßt. — Als die Königin am Arme des Königs in den Saal trat und, wie sie pflegte, unter den Damen die Runde machte, ehe sie sich an den Spieltisch setzte, indem sie mit erzwungener Leutseligkeit für jede heute ein gnädiges Wort hatte, bemerkte Agathe, wie die giftigen Blicke, die sie von einigen Seiten maßen, die lauernden Augen, die von andern über sie hinfuhren, ihr mehr und mehr das heiße Blut in die

Wangen trieben, bis nach und nach ihre Miene krankhaft gereizt ward und ihr Auge sich verfinsterte.

Als sie zu Agathen kam, fing sie plötzlich mit etwas erhöhter Stimme an, ganz gegen ihre Gewohnheit, deutsch mit ihr zu sprechen. Denn wenn sie auch ihre Muttersprache nicht in dem Grade verunglimpfte wie ihr Bruder, der große König, so war ihr doch, wie allen Fürstinnen ihrer Zeit, das Französische viel geläufiger und sie pflegte sich mit Agathen sonst nie einer andern Sprache zu bedienen. Aber jetzt galt es die stolze Gräfin Fersen, die kein Wort deutsch verstand, für ihre hochmüthige Haltung zu strafen. Nachdem sie mit absichtlicher Vertraulichkeit ein paar Minuten lang einige an sich gleichgültige Fragen gethan und zerstreut die Antworten Agathens angehört, während jener der Zorn auf den geschminkten Wangen brannte und sie zur Purpurglut färbte, strich sie blos mit der Bemerkung an ihr vorüber: Ah! Comtesse, comme vous êtes échauffée! um der nächsten Dame ein paar gnädige Worte zu sagen. Aber Agathe fühlte, wie schmerzlich die arme Fürstin bei dieser Komödie litt. Als sie später sie von ihrem nahestehenden Spieltisch beobachtete, wie sie mit

dem französischen und dem russischen Gesandten beim L'Hombre saß und mit gezwungenem Lächeln die Karten warf, glaubte sie deutlich zu sehen, wie sie die Thränen zurückdrängte, und hörte sie klagen, wie schon wieder ein böser Schnupfen bei ihr im Anzuge sei, der ihr die Augen schwelle und nässe, und wie man bei dem rauhen Klima Schwedens dem ausgesetzt sei.

In solchen Wirren ging der Abend hin. Die Gräfin kam spät nach Hause, sprach noch mit ihrem Gemahl alles durch, was sie bemerkt, wogegen er wieder ihr mittheilte, was er beobachtet hatte, bis sie sich endlich ermüdet niederlegte, ohne des armen Informators wieder zu gedenken.

Bald sank sie in einen tiefen, festen Schlaf. Ein süßer Traum entrückte sie auf einige Stunden der beängstigenden Gegenwart. Sie sah sich in ihre harmlos glückliche Jugendzeit zurückversetzt, in die seligste Periode ihres Lebens, das Jahr ihrer ersten Liebe und Ehe. Mit greifbarer Wirklichkeit standen ihre ehrwürdigen Aeltern vor ihr, segnend die Hände auf das myrtenbekränzte Haupt der vor ihnen Knienden legend. Sie hörte die Kirchenglocken tönen, deren vertrauter Klang

sie zu dem feierlichsten Acte ihres Lebens einladete. Mit voller klarer Deutlichkeit stand seit Jahren wieder einmal die Gestalt des angebeteten Mannes ihr vor Augen, den, wie sie wähnte, Gott ihr zum Führer durch das Leben bestimmt hatte. Sie fühlte den Druck seiner Hand, der Strahl seines Auges erwärmte sie. Sie hörte die Stimme des Dieners Gottes, der ihr Dasein in heiliger Unwiderruflichkeit an das Seine knüpfte. Schon halb erwacht, lag sie noch lange im Nachgefühl einer träumerischen Seligkeit. Erst als Ingeborg hereintrat, die Fensterläden halb öffnete und dann leise die Bettvorhänge zurückzog, kam sie recht zu sich.

Sie seufzte tief, schwer. Ach, Ingeborg! sagte sie, bist du's? Ich hab' einen seltsamen Traum gehabt. Ist's möglich, daß das alles nun längst, längst vorbei ist! Goldene Wolken des Morgenroths! Aber laß nur, fuhr sie, sich aufrichtend, fort, laß nur! Der Tag will sein Recht haben. — Sag', wie steht es mit dem armen Informator? Hat er sich bald erholt? und ist er nicht kränker geworden?

Ingeborg schüttelte bedenklich den Kopf. Ich fürchte, sagte sie, mit dem haben sich der Herr Graf eine rechte Ruthe gebunden.

Wie so, hat er so schlecht geschlafen?

Ja der und schlafen! Nicht das Bett hat er berührt; die ganze Nacht ist er in seiner Stube auf- und abpatrouillirt. David hat seine Stube gerade unter ihm. Der hat Zahnschmerzen gehabt und nicht schlafen können, und sagt, er habe ihn die ganze Nacht umhergehen hören. Dann hat er alle Fenster aufgerissen und heute ganz früh ist er fort und noch hat ihn kein Mensch wieder gesehen. Als ich ihm heute um acht Uhr den Kaffee hineintragen wollte, klopfte ich lange umsonst. Der Vogel war fort. Der Käfig war leer.

Aeußerst seltsam, sagte die Gräfin, und der ängstigende Gedanke, daß ihr Gemahl sich mit einem Irrsinnigen eingelassen, drängte sich ihr von Neuem auf.

Unterdessen aber, fuhr Ingeborg fort, sind schon gestern Abend seine Sachen angekommen. Ein Kofferchen, nicht größer als der Kasten, in dem Monsieur Jean des Herrn Grafen neue Perrüke hält; David und Swen machten ihre dummen Späße darüber, als sie den federleichten Koffer hinauftrugen. David, der den kleinen Grafen immer in die Schulbücher guckt, wollte seine Gelehrsamkeit anbringen und sagte: Nun ist der

echte König Krösus ins Haus gezogen. Der wird einmal austheilen. Da wird's Dukaten regnen! Das fühl ich am Gewicht des Koffers.

Und wenn, erwiderte die Gräfin mit Würde, diese Bedienten den Werth eines Mannes nach den Geschenken messen, die sie hoffen von ihm erwarten zu dürfen, wie kommst du dazu, Ingeborg, mir ihre Gespräche mitzutheilen?

Verzeihen die gnädige Gräfin, entgegnete die alte Kammerfrau, indem sie etwas roth ward; Ihro Gnaden wissen, daß ich keine Schwätzerin bin. Allein ich dachte in meiner Einfalt, es wäre besser, die Frau Gräfin wüßten alles, was sich über den fremden Herrn sagen läßt, ehe Sie ihm ihre besten Schätze anvertrauen.

Du hast recht, Ingeborg, aber mein Gemahl, der ein Menschenkenner ist und von der Welt tausendmal mehr weiß als ich und du, hat den neuen Hofmeister gehörig geprüft. Ob ein Mann arm oder reich ist, das vermindert oder erhöht nicht seinen Werth. Herr Mannsfeld kommt aus fernen Landen. Große Reisende schleppen nie viel Gepäck mit sich. Er glaubte nicht

in Schweden zu bleiben und ist auf Reisefuß. Du wirst mich verbinden, wenn du dies dem Hausgesinde begreiflich machst.

Beim Frühstück erzählte die Gräfin ihrem Gemahl von der seltsamen Einführung seines Schützlings am gestrigen Abende, und wie er nach einer Nacht ohne Ruhe heute bereits wieder verschwunden sei. Der Graf ward offenbar unangenehm berührt; allein außer daß er einen Irrthum begangen zu haben nicht leicht zugestand, hatte er sich auch das nihil admirari der Weisen längst zum Princip gemacht. Er verstand alles, wußte alles zu erklären und belehrte gern.

Daß ein Mann, sagte er, der viele Jahre seines Lebens in Verhältnissen gelebt, die ihn der feinern Gesellschaft gänzlich entfremdet, sich bestürzt fühlt, wenn er plötzlich einer schönen vornehmen Frau gegenübersteht, ist nicht zu verwundern. Ueberdem waren Sie im glänzendsten Putze, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es nur die Philosophie ist, die uns für Pracht und Glanz unempfänglich macht. Der rohe Mensch, oder was hier gleich ist, der der höhern Civilisation entwöhnte Mensch wird durch dieselben imponirt. Denken

Sie nur an den Eindruck des katholischen Gottesdienstes auf die Massen.

Die Gräfin sah die Anwendbarkeit des Arguments nicht recht ein. Sie lächelte ungläubig.

Und wie erklären Sie sein plötzliches Verschwinden heute Morgen?

Ich sagte Ihnen ja, er ist ein Sonderling. Eine Art Rousseau, den Ihre Anmuth schon nach und nach zähmen wird. Natürlich schämt er sich seines kindischen Betragens. Wäre er lenksam, demüthig, unterwürfig, er würde seine Tölpelei zu entschuldigen suchen, aber dazu ist er zu stolz, zu widerspenstig. Er läuft davon, um sich diese scheinbare Demüthigung zu ersparen. Der leibhaftige Rousseau! Mich sollte nicht wundern wenn er gar nicht wiederkehrte, und dann, ma chère, wollen wir ihn ruhig laufen lassen.

Die letzten Worte verriethen nur zu deutlich, daß den Grafen das Betragen seines Schützlings verdroß.

Er lenkte das Gespräch auf die verwirrten Angelegenheiten des Hofes, und die Gräfin hütete sich wohl, des armen Mannsfeld's wieder zu erwähnen. Gegen Mittag erhielt der Graf einen Brief von diesem, in

welchem er in den höflichsten, aber zugleich würdigsten Worten sein unschickliches Betragen zu entschuldigen suchte, indem er einen Anfall von plötzlichen körperlichen Schmerzen, denen er von Zeit zu Zeit ausgesetzt sei, als Ursache angab.

„Ew. Excellenz wissen“, setzte er hinzu, „daß nur Ihr großmüthiges Zureden mir die Vermessenheit gab, mich noch einmal in eine Welt zu wagen, der ich gänzlich entfremdet bin. Ihre Güte wird mir noch einen Tag gänzlicher Einsamkeit schenken, und im Fall Sie mir selbst verzeihen, mir die Verzeihung der Frau Gräfin auswirken. Morgen früh werde ich die Ehre haben, mich bei Ihnen einzustellen, zur Erfüllung meiner Pflichten bereit. Und es wird nur von Ihnen abhängen zu bestimmen, ob Sie mich der Uebernahme derselben noch werth halten.“

Der Graf, der in dem Briefe eine Bestätigung seiner Bemerkungen sah, war darum um so williger, dem wunderlichen Heiligen zu verzeihen, der zu lange ausschließlich für sich gelebt habe, um den Grad von Selbstbeherrschung von ihm erwarten zu dürfen, den nur der Umgang mit Menschen und die Philosophie

geben könne. Agathe schwieg, aber der Entschluß ihres Gemahls, ihre Kinder zur Erziehung einem Manne zu übergeben, dem diese Selbstbeherrschung fehlte, befremdete sie. Allein sie sah bald ein, daß ihre Besorgnisse unnütz seien.

Am nächsten Morgen fand der Lehrer sich wirklich ein, und Agathe hätte in der ruhig-kalten Miene des Fremden kaum ihren vorgestrigen Gast erkannt. Jede Spur von der pikanten Bedeutsamkeit seines magern Gesichts schien jetzt verschwunden. Seine Wangen waren noch eingefallener, noch abgehärmter als früher. Es war als sei er in den beiden Nächten noch um einige Jahre älter geworden, sein Blick war fast finster. Er wiederholte seine Entschuldigungen nicht, sondern fragte nur einfach, ob der Graf seine Dienste noch begehre. Als dieser ihm sein System der Erziehung auseinandersetzte, das, wie die ganze Weisheit des Grafen, auf die flache Philosophie der Encyklopädisten gegründet war, hörte er mit kalter Höflichkeit und ohne ein Wort zu erwidern ihn an. Nachdem jener geendet aber, versetzte er: Ew. Excellenz wissen selbst, daß es das Haus ist und die Welt, die den Menschen erziehen. Ich habe mich nur

anheischig gemacht, Ihre Kinder zu lehren, und das will ich nach meiner redlichen Ueberzeugung und nach meinen besten Kräften thun.

Die Gräfin hatte ihm kein System der Erziehung mitzutheilen, denn sie hatte keins, nur daß sie fühlte, daß die Religion die Grundlage sein sollte; allein ihr mehrjähriges Zusammenleben mit dem Freigeiste, ihrem Gatten, hatte sie scheu gemacht, sich darüber gegen Fremde auszusprechen, besonders wo wie hier, sie Ursache zum Mistrauen zu haben glaubte. Als sich der Graf entfernte, sagte sie blos einfach: Auch ich, lieber Herr Mannsfeld, möchte Ihnen gern etwas über die Behandlung meiner Kinder an das Herz legen. Allein ungelehrt, wie ich selbst bin, kann von einem Lehrsystem nicht die Rede sein. Nur den einen Wunsch möcht' ich gegen Sie ausdrücken, daß Sie meine Kinder lieben mögen.

Sie erwartete eine Antwort; allein er saß schweigend und mit steifem Anstande vor ihr, den Blick zur Erde gesenkt.

Jetzt will ich die Kinder rufen, sagte sie endlich und stand auf. Es graute ihr vor diesem Moment.

Welchen Eindruck kann der finstere Sonderling, der steife, kalte Misanthrop auf die jungen liebevollen Geschöpfe machen, dachte sie. Ist's mir doch als sollte ich Schnee und Hagel auf meine zarten Knospen werfen.

Allein die Vorstellung, auf welche die Kinder schon vorbereitet waren, lief über Erwarten gut ab. Die kleinen Knaben sahen freilich etwas scheu zu dem Fremden mit dem stolzen, martialischen Anstande hinauf; allein ihre Phantasie hatte bereits den Mann aus dem Morgenlande, der ihr Lehrer werden sollte, mit dem Märchen aus Tausend und einer Nacht, aus dem sie bei der Gouvernante ihr Französisch gelernt, verknüpft, und sie erwarteten nichts anderes, als in dem neuen Lehrer eine ungewöhnliche Erscheinung zu sehen.

Besonders aber ward die Bekanntschaft mit Charitas auf das Günstigste eingeleitet. Das junge Mädchen hatte mit hoher Freude vernommen, sie solle nach ihres Stiefvaters Willen eine gelehrte Erziehung bekommen, solle unterrichtet werden wie ein Knabe. Als sie den Fremden mit den offenen klugen Augen so hell ansah und ihm grüßend die Hand reichte, schien es ihn wie ein elektrischer Funke zu durchfahren. Er

hielt ihre Hand fest und fragte mit leiser, kaum hörbarer Stimme: Was ist Ihr Name, mein Fräulein?

Charitas, antwortete sie; Charitas von Hohenhorst. Und als eine zuckende Bewegung des Fremden anzudeuten schien, daß es ihn überrasche, daß sie sich nicht Kronhelm nenne, setzte sie hinzu: Graf Kronhelm ist nur mein Stiefvater, aber er ist sehr gut gegen mich. Meine Mama sagt, ich solle ihn lieben als sei er mein rechter Vater.

Mannsfeld ließ ihre Hand fahren. So ist's recht, sagte er emphatisch.

Noch am nämlichen Tage fing der Unterricht der Kinder an, und die Gräfin mußte sich bald überzeugen, daß ihre Besorgnisse unbegründet gewesen seien. Denn noch war keine Woche vergangen, als sie die Knaben mit Leib und Seele an dem neuen Lehrer hängen sah, der ihre Spiele wie ihre Studien leitete und in den ritterlichen Künsten wie in den Wissenschaften zu Hause war. Des Lehrers Forderungen schienen oft fast über ihre Jahre hinaus. Aber seine Erzählung eines selbsterlebten orientalischen Abenteuers, die Schil-

derung einer Karavane, einer Löwenjagd oder dergleichen war der Sporn und Lohn ihrer Anstrengungen. Für Charitas aber insbesondere hatte ein neues Leben begonnen. Sie lernte mit enthusiastischem Eifer, und ihr ganzes Wesen klärte sich auf; ihr ernster Blick ward heiterer, als nach und nach der Vorhang vor einer unbekannten, aber längstbegehrten, längstersehnten Welt ihr aufgerollt ward.

Auch des Grafen Hochachtung für den wunderlichen Mann stieg sichtlich bei näherer Bekanntschaft, die freilich nur langsam erfolgte; denn vielfältig am Hofe und durch die politischen Verhältnisse beschäftigt, sah er ihn nicht viel, obwol er ihn anfänglich heimlich und scharf beobachtete. Er hatte vom Bibliothekar erfahren, daß er am Morgen, an dem er sich aus seinem Hause so unceremoniös entfernt, in einem Zustande der Aufregung nach der Bibliothek gekommen sei, die ihn jenem wie einen ganz Fremden habe erscheinen lassen. Nichts mehr von der stoischen Ruhe, die er im Orient sich künstlich mochte angeeignet haben. Er habe erklärt, sich übereilt zu haben, als er dem Oberkammerherrn sein Wort gegeben. Der Zustand seiner Gesundheit

mache ihn unfähig wieder in der Welt zu leben. Er sei eine Ruine, ein Krüppel, er sei durchaus ungeschickt mit Frauen zu verkehren, denen sein Anblick ein Ekel sein müsse; er hasse die Frauen, er hasse die Welt, und was dergleichen in Grimm und Bitterkeit ausgestoßene Worte mehr seien. Dazwischen habe er viel nach des Grafen Familienverhältnissen gefragt; während ihn sonst nichts zu interessiren geschienen als seine Arbeiten, habe er nun auf einmal alles wissen wollen. Wie er nachher sich doch noch entschlossen habe zu kommen, wisse der Bibliothekar nicht, denn daß sein Zureden nichts gefruchtet, gestand er selbst ein.

Soviel es Graf Kronhelm's Zeit erlaubte, ließ er gern sich mit Herrn Mannsfeld in ein Gespräch ein, denn obschon sein Ton, soweit es weltmännische Sitte erlaubte, immer höflich belehrend war, so sah er doch ein, daß er von dem jüngern Manne, der noch viel mehr gereist war als er selbst, und viel gedacht hatte, auch noch lernen konnte, und trotz jenes Tones lernte er noch gern und konnte bei aller Selbstgefälligkeit Widerspruch ertragen. Und Agathe hörte gar gern zu, wenn die beiden Männer sich miteinander unterhielten,

denn da sie nie in einer Sache derselben Meinung waren, sondern immer verschiedene Ansichten davon aussprachen, so hatte sie den Vortheil, einen Gegenstand von zwei Seiten beleuchtet zu sehen, und konnte für sich selbst entscheiden. Mischte sie sich aber in das Gespräch, so konnte sie sicher darauf rechnen, daß Mannsfeld anscheinend mit scheuer Ehrfurcht sich daraus zurückzog. Er ist ein Misogyn, sagte der Graf, vielleicht durch schlimme Erfahrungen geworden, vielleicht auch nur, weil er fühlt, daß er den Frauen doch nicht mehr gefallen kann. Und so allein konnte sich die Gräfin auch sein scheues, zurückhaltendes Betragen gegen sie erklären, das durch all ihre herzgewinnende Freundlichkeit und Güte nicht zu bezwingen schien, ja dessen unerträgliche Schroffheit mit der Zeit eher zu- als abnahm. Sprach sie ihren Verdruß darüber gegen ihren Gemahl aus, so lachte er und sagte: Sie wissen, schöne Agathe, daß die Natur so manchem kleinen erbärmlichen Wurm seinen Stachel gegeben hat: was anders hat der arme Mann, sich gegen Ihre Reize zu wehren? — oder: Sie müssen bedenken, daß dieser Unglückliche nur Ein Auge hat, also Ihre Schönheit nur halb sehen

kann; — oder er wehrte ihre Klage mit einem ähnlichen galanten Scherz ab.

Agathe aber empfand dieses seltsame Verhältniß nicht ohne Bitterkeit. Noch viel empfindlicher aber war es ihr, daß sie auf diese Weise nach und nach den Einfluß auf ihrer Kinder Erziehung verlor, den sie mit Grund für ihr mütterliches Recht hielt. Die alten Sprachen sowol als die mathematischen Studien waren ihr fremd; sie konnte sich daher keine Einwirkung auf Mannsfeld's Unterricht anmaßen. Aber sie beanspruchte ihren Antheil, wie an der moralischen Ausbildung ihrer Kinder, so an ihrer geistigen Entwickelung, und davon schnitt er sie, ohne daß er irgend eine Absicht zeigte, auf eine unbegreifliche Weise ab.

Zum Unglück hatte die arme Gräfin für den Augenblick auch nur wenig Zeit, dieser unnatürlichen Entfremdung entgegenzuwirken. Denn am Hofe schienen sich die verwirrten Fäden immer fester zusammenzuziehen. Die Königin verlangte Trost und Zuspruch, und in der Gräfin Kronhelm, der einstigen Unterthanin ihres angebeteten Bruders, hoffte sie gerade jetzt mehr Theilnahme zu finden als in einer ihrer schwedischen

Damen. Das Netz, das die Rache der tiefverletzten Kaiserin-Königin nach und nach um den scheinbar schlafenden Löwen gesponnen, zog sich fester und fester. Beinahe alle die kleinern Staaten Deutschlands, Frankreich, Rußland, — alle hatten ihre Intriguen gegen ihn verbündet, und Schweden durch Frankreichs Einfluß und die Hüte zu gewinnen, war eben jetzt die dringende Aufgabe. Schon war der König von Frankreichs wie von Rußlands Söldlingen, diesmal zugleich bearbeitet, halb gewonnen; die Königin, nur schwach von einem Theil der Mützen unterstützt, arbeitete rastlos entgegen. Durch tausendfachen Aerger und Verdruß verstimmt, war ihr ein Stündchen des Vertrauens wohlthätig, in dem sie sich ausklagen und auf ihre Widersacher schmähen konnte. Agathe, obwol sie den großen König als ihren eigenen ärgsten Feind betrachtete, dessen Härte und ungerechter Zorn sie um ihr junges Lebensglück gebracht, war doch großmüthig genug, um mit der Königin zu fühlen. Auch war sie durch ihren Gemahl vollständig über den Wahnsinn und das Frevelhafte eines Antheils Schwedens an diesem Kriege belehrt worden. Sie drängte daher großmüthig ihre eigenen

Angelegenheiten in den Hintergrund ihrer Seele und sah nur mit doppeltem Verlangen dem Sommer entgegen, wo sie wieder Herrin ihrer Zeit zu sein hoffte. Denn während der kurzen schönen Jahreszeit, die der hohe Norden gewährt, pflegte sie, wie schon oben erwähnt, unterdessen der Graf als Oberkammerherr dem Hofe nach den verschiedenen Lust- und Jagdschlössern zu folgen hatte, sich mit ihren Kindern nach einem stillen Landhause, dicht am südlichen Ufer von Südermanland, zurückzuziehen. Hier konnte sie, denn das Schlößchen lag einsam und von Nachbarn entblößt, ganz der Muße und ihren Kindern leben, während der Graf sie nur ab und zu besuchte, immer eines herzlichen Empfanges seiner schönen Gattin gewiß. Einige Monate noch, sagte sie zu sich selbst, und diese liebe Zeit ist wieder da. Dann will ich schon das verlorene Feld wieder erobern; und alles will ich daransetzen, den seltsamen Feind zu besiegen, der mich aus den Herzen meiner Kinder zu verdrängen droht.

Drittes Kapitel.

Vor vierzehn Jahren.

Um Agathens Verhältnisse ihm verständlich zu machen, muß ich den Leser vierzehn lange Jahre zurückführen.

Die verhängnißvolle Decembernacht, die dem russischen Volke im Jahre 1741 einen neuen Thronwechsel bereiten sollte, lag schon in rauher, nebeliger Dunkelheit über der nordischen Kaiserstadt, als in einem der geräumigen Vorzimmer des Winterpalastes ein junger Offizier gedankenvoll auf- und abschritt.

Er war des Feldjägers gewärtig, der um Mitternacht abgehen sollte, die Briefe der kaiserlichen Hoheiten nach Deutschland zu bringen. Denn vor hundert und zwanzig Jahren ging die gewöhnliche Post gar lang-

samen Ganges, und die hohen Herrschaften und wer ihnen anhing, bedienten sich gern auch in ihren Privatverhältnissen der Kuriere und Feldjäger.

Die Regentin, Anna von Mecklenburg, nachdem sie glaubte nicht länger des mit Undank belohnten Münnich Rache fürchten zu müssen, vor welcher die Angst im vergangenen Frühling sie und ihren schwachköpfigen Gemahl wochenlang allnächtlich in ein anderes Schlafzimmer getrieben, hatte den Sommer in hirnloser, saumseliger Sicherheit vergeudet. Dem längst geringgeschätzten Gatten gänzlich entfremdet, frevelhaften Liebesgenüssen hingegeben, in leiblicher wie geistiger Trägheit jede durchgreifende Handlung scheuend, fanden die Warnungen derjenigen, deren Interesse sich mit dem ihren verschlang, bei ihr nur ein taubes Ohr. Vor Münnich, dem ergrimmten Löwen, hatte sie gezittert; vor ihrer Muhme Elisabeth zu zittern, vor ihr, wie sie selbst ein schwaches sinnliches Weib, war ihr ein zu neuer Gedanke, um in ihrem harten, in gewohnter Vorstellung allein sich bewegenden Kopfe leicht Eingang zu finden. Hatte sie die Verdrängte nicht von Jugend auf, unter der kaiserlichen Tante, nur die dritte und vierte Rolle

spielen sehen? und wußte sie nicht, daß sie mit Liebesintriguen zu sehr beschäftigt war, um an den Thron zu denken?

Heute aber besonders glaubte die Regentin ihrer Sache gewiß zu sein. Durch einen geheimen Brief dringend gewarnt, hatte sie nicht noch heute Abend die Zarewna, vom Spieltische aufstehend und jene in ihr Cabinet winkend, selbst zur Rede gestellt? Und hatte nicht die Prinzessin, als sie sie mit Vorwürfen überhäuft, ihr mit tausend Thränen ihre Unschuld versichert und mit den heiligsten Eiden geschworen, sie wisse nichts von geheimen Planen? Darum, als auch ihr Gemahl beim Schlafengehen sein Bedenken aussprach und meinte, daß es doch wol besser sei, den L'Estocq, den Vertrauten der Prinzessin, arretiren zu lassen und hier und da Wachen auszustellen, wollte sie auch davon nichts wissen und beruhigte den schwachen Herzog leicht, indem sie ihm die Scene mittheilte, die sie noch eben mit der Zarewna gehabt.

Und doch war auch sie oft nicht ohne das innere Bewußtsein einer nahen Gefahr. Besonders wenn irgend ein böser Traum sie beunruhigte oder irgend ein kleiner

Zufall eintrat, der in dem ungeheuern Gebiete altrussischen Weiberaberglaubens von übler Vorbedeutung war. Und wenn es so sein sollte, was konnte sie dagegen thun? fragte sie mit aller Ergebenheit eines echt slawisch-orientalischen Fatalismus. Einmal trat sie unversehens der Elisabeth auf das Kleid, verwickelte sich in ihre Schleppe und fiel gerade vor den Füßen der Prinzessin hin. Gebt Acht, sagte sie seufzend zu ihrer Vertrauten, ich werde mich noch vor der Elisabeth demüthigen müssen! Und dann malte sie es in trüber Redseligkeit aus, wie sie sich benehmen wolle, wenn sie eine unglückliche Prinzessin sei. Aber sie hatte weder Energie noch Klugheit genug, nur einen Schritt zu thun, es zu verhindern, eine solche Prinzessin zu werden.

Mit dem Herzoge Anton Ulrich, ihrem Gemahl, stand sie für den Augenblick wieder auf erträglich gutem Fuße. Während der temporären Abwesenheit ihres Liebhabers, des schönen Grafen Lynar, nachdem sie sich denselben für die Zukunft durch eine bequeme Veranstaltung gesichert hatte, stand ihr Gemach dem leichtversöhnlichen Herzog wieder offen. Im Nebenzimmer schlief der Kaiserknabe mit seiner Wärterin; im dritten

Zimmer die kleine Prinzessin Katharine mit der Amme und der Aufseherin der großfürstlichen Kinder, Juliane von Mengden.

Diese drei Zimmer waren durch das Vorgemach verbunden, in dem der obenerwähnte junge Offizier Wache hielt. Draußen auf dem Corridor schritt eine Schildwache vom nämlichen Regiment wie jener auf und nieder. Außerdem standen zahlreiche Wachen an den äußern Eingängen des Schlosses, und die regelmäßige Wachtstube am Haupteingang war voller Soldaten.

Jener Offizier war ein Deutscher und sein Name Moritz von Hohenhorst. Es war kaum zwei Wochen, daß er in kaiserlichen Diensten stand; kaum mehr als ein Monat, daß er in der nordischen Kaiserstadt angekommen, ein verzweiflungsvoller Flüchtling, vom Nöthigsten entblößt, einer heißgeliebten jungen Gattin entrissen, einem entehrenden Tode entronnen — er, einer der Eroberer Glogaus, einer der Sieger bei Mollwitz! In einem Augenblick frevelhaft gereizter Leidenschaft hatte er die Hand gegen seinen Obern erhoben. Indem er seine Ehre rächte, war dem Unglücklichen die

Bahn des Ruhmes in der Heimat auf immer verbaut. Nur durch den Tod konnte ein so schweres Verbrechen gegen die Disciplin gebüßt werden, welches der Umstand, daß es mitten im Kriege begangen ward, doppelt schwer machen mußte.

Die dankbare Liebe eines seiner Untergebenen hatte ihn gerettet. Durch ein Wunder war er entkommen. Aber der Dorn saß stechend in seinem Herzen.

Moritz von Hohenhorst war ein Braunschweiger von Geburt. Er hatte, wenn auch mehrere Jahre jünger als der Herzog Anton, mit diesem als Knabe gespielt, wenn er seine Schulferien im Hause seines Oheims zubrachte, der eins der großen Hofämter am braunschweigischen Hofe bekleidete. Der Herzog, als Mitregent von seiner Gemahlin zum Generalissimus des kaiserlichen Heeres gemacht, empfing ihn gütig; vielleicht um so gütiger, als jener sich vor dem Könige von Preußen, seinem Schwager, straffällig gemacht, den er haßte. Als der einstige Jugendgefährte sich ihm vorstellte, hatte er auf das genaueste nach allen Umständen gefragt. Alles wollte er von seiner unglücklichen Geschichte wissen, und wer die beiden im Gespräche

sah, ohne sie zu kennen, hätte wol eher den herrlichen, heldenhaft gebildeten Jüngling für den geborenen Fürsten gehalten, und das kleine Männchen mit den dünnen Beinen und dem flachen Gesichte für den demüthigen Applicanten. Anton Ulrich war ein gnädiger Fürst und überdem froh, einen solchen prächtigen Offizier, und zwar einen der Helden Schlesiens, in seine Leibgarde zu bekommen. Er ließ dem ehemaligen preußischen Kapitän sogleich ein Majorpatent ausstellen.

Auch fuhr er fort, ihn mit besonderer Gnade zu behandeln, und hatte ihn unter anderm gestern selbst dem Major Winterfeld, der als preußischer Gesandter in Petersburg war, als einen ehemaligen preußischen Offizier vorgestellt. Moritz hatte seit seiner nächtlichen Flucht kein Wort aus dem Vaterlande gehört. Er ward roth, als er den Gesandten erkannte, mit dem er früher in Berlin in Gesellschaft zusammengetroffen war. Des Geschäftsträgers Gesicht überlief ebenfalls ein flüchtiges Roth, als er den Namen Baron Hohenhorst hörte.

Der Diplomat gab kein Erkennungszeichen. Nach einer kurzen verlegenen Pause sagte er auf französisch:

Sie hatten noch einen Vetter Ihres Namens im Dienste meines Königs, Herr Baron, dem kürzlich ein großes Unglück begegnet ist. Soeben habe ich die Nachricht erhalten, daß Se. Majestät seine Unvorsichtigkeit, über welche das Kriegsgericht den Tod ausgesprochen, noch mit besonderer Schärfe zu rügen beschlossen hat, weil ein Verbrechen gegen die Disciplin im Kriege das gefährlichste aller Verbrechen ist. Ihr Vetter ist cassirt und seines Adels beraubt.

Moritz stand wie vom Donner gerührt. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Der Diplomat wandte sich, scheinbar unbefangen, hinweg und fing mit einem Nachbar ein neues Gespräch an. Der Herzog, der sich unterdessen mit einem andern unterhalten, jedoch halb hingehört hatte, klopfte ihm gutmüthig auf die Achsel, als er seine Erschütterung wahrnahm.

Nur guten Muths, Hohenhorst, sagte er. Ich schick' Euch zur Armee nach Schweden. In Finland gibt's so gut Lorbeern zu erfechten als in Schlesien. Da könnt Ihr die Scharte auswetzen.

Auch heute Abend hatte der Fürst sich wieder dem jungen Mann gnädig und theilnehmend gezeigt. Als

er ihm vor dem Schlafengehen die Briefe übergab, die er nach Braunschweig und Berlin geschrieben, mit dem Befehle, sie dem Feldjäger zu überliefern, und den düster melancholischen Blick bemerkte, mit dem jener sie empfing, sagte er: Das Päckchen ist noch unversiegelt, wenn Ihr etwa an die Frau Liebste berichten wollt, wie es Euch geht, so bleibt es Euch unbenommen. Der Kurier schickt es von Berlin mit der Post, und es kommt so sicher in ihre Hände. Der Kurier ist nicht vor Mitternacht bestellt. Die Großfürstin wollte noch an ihren Herrn Vater schreiben, aber sie ward müde und will es bis ein anderes mal lassen. Ich will auch nun zu Bette gehen, um sie nachher nicht zu stören. Sie schläft so jetzt unruhig genug.

Erfreut, der Geliebten endlich mit Sicherheit eine zuverlässige Nachricht geben zu können, hatte der Schwerbedrängte mit warmem Dank des Fürsten Erlaubniß benutzt und, oft von überwältigendem Schmerz und vergebens zurückgepreßten Thränen unterbrochen, den folgenden Brief geschrieben:

„Ueber alles geliebtes Weib, Seele meines Lebens!

Gott gebe, daß Du die flüchtigen Zeilen glücklich erhalten hast, die ich Dir aus Kalisch, dem ersten Ort, wo ich Athem schöpfte, mit der Post geschickt. Sie werden dich wenigstens darüber beruhigt haben, daß ich glücklich über die Grenze entkommen war.

Ich frage mich selbst, ob es ein Traum sei, daß ich hier sitze im barbarischen Scythien, ein dritteltausend Meilen weit von Dir und meinem Glücke, und an Dich einen Brief schreibe wie ein Fremder? ich, vor kaum einem Monat der Ueberselige, der Beneidete, der täglich, stündlich Gott Dankende, daß Er Dich, mein höchstes Gut, mein Alles, mir zu eigen gegeben? und nun so hoffnungslos getrennt, so rettungslos um das Glück meines Lebens betrogen!

Und was hab' ich denn begangen? Wie schwarz werden mich meine Feinde Dir und Deinen hochverehrten Aeltern, meinen gnädigen Wohlthätern, malen. Du, Geliebte, Du wirst sie nicht anhören, aber sie?

Und ich frage noch einmal, was hab' ich denn begangen? Weil ich die Stimme der Menschlichkeit gehört, behandelt man mich unmenschlich; weil ich meine Ehre

vertheidigte, entehrt man mich. Mich! was ist an mir gelegen! Der Allmächtige wird sich meiner annehmen. Er hat schon jetzt mir gnädig eine helfende Hand gereicht. Aber der Gedanke, daß ich Dich, die Tochter hohen Geschlechts, zur Gattin des erniedrigten, adelsberaubten Mannes gemacht, daß ich Dich, Du Heilige, mit in das Gewirr menschlicher und teuflischer Leidenschaften hineingezogen habe — das ist's, was ich nicht fassen kann, was mich in finstern Stunden der Verzweiflung preisgegeben hat.

Daß Du Dich herabließest, Agathe, als Du, die Jungfrau fürstlichen Stammes, dem einfachen Edelmann, dem Offizier niedern Ranges die Hand reichtest, das wußt' ich, das erkannt' ich tief. Aber ich Kühner gab mich der Hoffnung hin, Dich auf der Heldenbahn, die ich unter einem angebeteten Könige begonnen, erobern und wieder auf die Höhe führen könne, von der Du aus Liebe zu mir herniedergestiegen warst. Und nun ist alles vorbei. Ein Augenblick, und der stolze Traum ist zerronnen.

Und doch bin ich vor Gott nicht schuldig. Ich konnte als Cavalier nicht anders handeln. Höre nun, wie alles kam.

Du wußtest nicht, denn ich habe nie Dein Zartgefühl damit verwunden wollen, wie Neid und Eifersucht den elenden Wicht von Nostitz, der früher auch sein Auge zu Dir erhoben, schon lange gestachelt, mich zu verletzen und zu kränken, und wie er bisher mich zu beleidigen nur nicht wagte. Als nach dem Sturm von Glogau, bei dem er einen groben militärischen Fehler begangen hatte, ihm im selben Augenblicke, daß der Erbprinz mich über Gebühr lobte, von ebendiesem unserm General ein scharfer Verweis gegeben ward — als nach der Schlacht bei Mollwitz des Königs Gnade mir einen erhöhten Rang zutheilte, stieg sein giftiger Groll mehr und mehr. Und dieser letztere Umstand brachte mich in eine schlimme Stellung, denn er war Major desselben Bataillons, in dem ich die Compagnie erhielt. Er war erfinderisch, mir Nadelstiche zu versetzen, die empfindlicher waren als Schwerthiebe, denn ich durfte sie nicht erwidern, nicht bemerken.

Nun kam das Aergste. Der Freche, der an Jahren fast Dein Vater hätte sein können und hinter dem eine wüste, lasterhafte Jugend lag, bewarb sich, auf seinen Reichthum bauend, um Deine Hand. Daß mir statt

ihm die Gunst Deiner gnädigen Aeltern zu Theil ward, daß ich erhielt, was ihm versagt ward, füllte das Maß seiner Wuth gegen mich. Und der Bube wußte meine verletzbarste Stelle bald zu finden. Auf dem Exercirplatze, auf der Parade, oder wo es sonst eine Gelegenheit gab, die Burschen meiner Compagnie zu cujoniren, ihnen unverdiente rohe Verweise zu geben, sie in Arrest zu schicken, Stockprügel oder Strafwachen zu dictiren, die strenge, harte Disciplin der soldatischen Ordnung bis zur Unmenschlichkeit zu steigern — alles ward gethan, mich aufzubringen, mich zu reizen, und nur eine fast krampfhafte Bezwingung meines innern gerechten Zorns konnte mich selbst vor offenen Verweisen schützen; an heimlichen, versteckten fehlte es nicht.

Nun zu jenem fürchterlichen Tage des Ausbruchs. Du Engel mit Deinem heiligen Herzen wirst es kaum verstehen. Er hatte mich blutiger gestachelt als je. In meiner Compagnie war ein Bursche, der mir besonders zugethan war. Eine treue, ehrliche Seele, für den die kindliche Liebe, mit der er an einer alten Mutter hing, die ihm aus der Heimat nachgezogen war, mich zuerst einnahm. Er war aus der Lausitz und erst kurz vor-

her eingetreten, als wir in Schlesien einrückten, und zwar aus reiner Lust am Soldatenleben, von dem der arme Junge sich wol eine romantische Idee gemacht hatte. Denn er war guter Leute Kind. Da die Mutter Witwe war, stand er unter der besondern Obhut eines gottesfürchtigen Pathen, eines tüchtigen Fuhrmanns, der von Zeit zu Zeit in seinem Geschäft nach Rauschwitz kam.

Der wackere Mann hatte sich lange vergebens bemüht, seinen Martin wieder loszumachen. Als das nicht ging, kam er eines Tages zu mir und legte mir ihn und das Wohl seiner Seele mit so rührend einfachen Worten ans Herz, daß ich seitdem über den Burschen gewacht habe, als sei ich sein Vater. Diesen armen Schelm nun, der eben, weil er neu war, noch manchen Fehler beging, hatte sich mein Feind besonders ausersehen, mich zu verletzen.

An jenem unseligen Tage, unmittelbar vor der Parade, geht er die Fronte hinunter, fluchend und schimpfend. Der Martin mochte wol den Kopf nicht gerade halten, als der Major ihm einen Stoß unter das Kinn versetzt, daß dem armen Jungen das Blut

aus der Nase stürzt. Ein paar Tropfen fallen ihm auf die weißen Beinkleider. Als nun der Wütherich wieder hinaufkommt und das sieht, bricht er in wildes Fluchen aus über die «Schweinerei», stößt den Burschen aus Reih und Glied und befiehlt ihm dreißig Stockprügel aufzuzählen.

Ich halte mich nicht länger. Ich trete vor und entschuldige den Burschen, indem ich die Sache erkläre. Er heißt mich mit höhnischen Worten schweigen. Was er hinzusetzt, noch in den Bart murmelnd, versteh' ich nicht recht, da gerade geblasen wird und die Cavalerie eben anrückt; allein ich höre deutlich etwas von „geborenen Schwarzröcken in Uniform". Die andern Offiziere treten vor und umringen mich. Die Parade geht an. Ich thue mechanisch meine Pflicht; innerlich kocht es in mir. Die Parade ist vorüber. Die Regimenter ziehen ab. Die Offiziere stehen in Gruppen umher. Ich trete zum Major, der mit einigen andern Offizieren im Gespräch steht. Ich fordere ihn auf, seine Worte zurückzunehmen oder zu erklären, daß ich ihn misverstanden habe. Was haben der Herr Kapitän denn verstanden? fragte er mit einem teuflischen Lächeln.

Ich würde meine Lippen verunehren, wenn ich es wiederholte, erwidere ich; was es aber auch sei, es läßt sich nur auf Eine Weise beantworten. — Nun brach das ganze schäumende Gift aus: Wollen der Herr Kapitän nicht erst die gottselige Frau Schwiegermama darüber consultiren? — und als ich unwillkürlich mit der Hand an das Schwert fuhr, setzt er den frechen höhnenden Worten noch einige so schmuzige Redensarten hinzu, daß ich Dein reines Ohr nicht damit besudeln will.

Da fühlt' ich, der Elende sei meines guten Degens nicht würdig. Er verdiente blos den entehrenden Schlag ins Gesicht, den ich ihm versetzte. Er stürzt wüthend auf mich ein. Ich ziehe das Schwert, mich vor einer Erwiderung zu schützen. Indem er den Arm hebt, fährt er in die Schneide. Nun dringt alles auf mich ein. Er ist rasend! ruft einer. Kommen Sie zu sich! der andere. Ich sehe mich von der Uebermacht entwaffnet, arretirt, ehe ich mich besinnen kann.

Man führt mich nach dem alten steinernen Hause, das Du kennst, das ich Dir im Vorbeifahren gezeigt und das den Regimentern, seitdem sie im Lager liegen,

zum Wachthaus gedient hat, sowie zum Gefängniß für Arrestanten. Es ist eine ehemalige Schenke, dem Wirthe, als dem Lager zu nahe, für eine Vergütigung abgenommen. Man schließt mich in einer großen möbelbaaren Hinterstube ein. Die Vorderstube ist die Wachtstube, beide auf ebener Erde, aber die Läden der Hinterstube sind verschlossen; kaum daß ein paar Streifchen Licht durch die Lücken fallen, die in regelmäßigen Zeitabschnitten von der davor auf- und abschreitenden Schildwache verdunkelt werden.

Laß mich von meinem Zustande schweigen, meine Agathe. Die erste sinnlose Wuth war bald vorüber; denn Dein Bild verdrängte endlich alle andern Gedanken, alle Gefühle des Zornes und der Rache. Eine mehrjährige Festungsstrafe lag vor mir; eine mehrjährige Trennung von Dir; eine thatenleere, müßige Jugend. Durch die Kerkermauern sollte ich von fern die Kriegsdrommeten und die Sieges- und Triumphlieder meines Heldenkönigs schallen hören, während ich in erzwungenem Müßiggange meine edelsten Kräfte vergeudete.

Der Tag ging hin in solchen verzweiflungsvollen Betrachtungen. Die Stube, von vornherein düster

durch die verschlossenen Läden, war nun ganz dunkel geworden. Endlich öffnet sich die Thür. Ein Soldat bringt ein Lämpchen und die Abendsuppe. Neben dem Bett steht ein Tisch und vor demselben der einzelne Stuhl, auf dem ich, nach langem rastlosen Auf- und Niederschreiten, hingesunken bin. Die Thür bleibt halb offen; während die Schildwache draußen vor die Oeffnung tritt, setzt der Soldat Lampe und Napf auf den Tisch und flüstert ohne aufzusehen: Schaut hinter den Ofen; in der Nacht. Er wendet sich und geht hinaus. Der Schlüssel dreht sich in der Thür.

Hinter den Ofen? ich nehme die Lampe. Nichts ist dort zu sehen als ein Strohsack, den offenbar ein Arrestant, der gern recht warm schlafen wollte, sich dorthin getragen hat. Ich fühle daran herum und komme auf etwas Hartes. Ich hebe den Strohsack und entdecke einen eisernen Ring. Ich drehe daran; der Boden öffnet sich. Es ist eine Fallthür, von der eine kleine Stiege hinunter, wie es scheint, in einen Keller führt.

Der Gedanke an Flucht schoß mir zum ersten Mal durch den Sinn. Von Polen, von Rußland, von England aus konnte ich durch Briefe, durch einflußreiche

Freunde die Gnade des Königs anflehen, der mir persönlich wohl wollte. Wenigstens schmeichelte mir so die Hoffnung. Auf der Festung war ich wie todt. Kurz, der Drang nach Freiheit siegte. Aber erst in der Nacht sollt' ich fliehen. Kaum konnt' ich meine Ungeduld überwinden. Der Fußboden brannte unter mir. Und doch war es vorsichtig zu warten. Denn um zehn Uhr ward meine Thür noch einmal geöffnet, hereingesehen, ob alles sicher war, das Schloß gedreht und noch ein großer Riegel vorgeschoben. Mein Entschluß zu fliehen kam zur vollständigen Reife, als diese Anstalten mir ein grauses Bild meiner Zukunft vor die Seele führten, im Fall ich bliebe.

Nun öffne ich leise die Thür, steige hinab und tappe im Finstern durch ein langes, schmuziges Gewölbe, das sich anscheinend unter dem ganzen Hause wegzog. Ich stolpere über halbzerbrochene Fässer und rolle alte Steinflaschen mit meinen Füßen hinweg. Es war offenbar der Keller des einstigen Bierhauses, aus dessen Schenkstube der Wirth zur Bequemlichkeit der Aufwartenden die Treppe unmittelbar hinab in den Keller hatte bauen lassen. Eine niedere Thür führte in einen

Nebenkeller, unter der angebauten Küche, die, wie ich mich erinnerte, wiederum mit den verfallenen Ställen und Schuppen des einstigen Bauerhofes zusammenhängt. Von einer fernen Stelle dämmerte es wie der Schein eines Lämpchens. Eine leise Stimme krächzt von dort her: Hierher Ihre Gnaden! Ich folge der Stimme, dem Scheine, der im Augenblick verlöscht, daß ich ein kleines Fensterloch gewahr werde, durch das meinen Körper zu zwingen mir mühsam gelingt. Eine Gestalt, die ich trotz der Dunkelheit an den dürren, knochigen Händen, mit denen sie sich meines Armes bemächtigt, für die einer alten Frau erkenne, erwartet mich draußen und zieht mich mit sich fort durch Schuppen und Scheunen, endlich durch die schmalen Lücken hoch aufgehäuften Brennholzes hinweg. Jetzt erkenn' ich mein Terrain. Zwischen unserm Wachthause und einer kleinen Waldung ist ein offener Platz, auf dem das Brennholz für unsere Feldküche aufgeschichtet liegt, das in der Waldung geschlagen wird. Ich erkenne nun auch die gute Alte, die an allen Gliedern zittert, für Martin's Mutter.

So kommen wir von dem Holzplatz in den Busch, und durch enge schlängelnde Pfade, soviel ich in der

vollständigen Dunkelheit mich orientiren kann, an sein nordöstliches Ende, wo er in einem mir von Spazierritten her bekannten Feldweg ausläuft. Hier steht ein gesatteltes Pferd, von einem Manne gehalten, den ich mehr rathend als sehend für den wackern Fuhrmann, Martin's Pathen, erkenne. Der Bursche hatte mir noch am nämlichen Morgen gesagt, daß er wieder im Dorfe angekommen sei. Steigen Sie auf, gnädiger Herr, sagt er, indem er mir einen Fuhrmannskittel überwirft und meinen Hut mit einem der breitgekrämpten Filzdeckel vertauscht, die hier zu Lande die Hauderer tragen. Ihrer soll in den Teich hinter dem Kirchhofe. Halten Sie sich links, wenn Sie an den Kreuzweg kommen, und dann um den Hügel herum, so kommen Sie gerade an die Fähre. Dann sind Sie in einer halben Stunde über die Grenze. Reiten Sie zu; ehe Sie einer vermißt, können Sie in Lissa sein. Es ist auch ein sächsischer Paß in der Tasche, den sie mir vor drei Monaten in Warschau nicht abgefordert haben. Vielleicht kann er Ihnen was helfen. Der Name Gottfried Hasse wird Sie nicht schänden. Nun reiten Sie mit Gott, gnädiger Herr!

Ich schwinge mich auf. Meine Lippen strömen den Dank aus, von dem mein Herz voll ist. Ich bitte ihn dringend, Dich zu benachrichtigen und Deinen Dank zu empfangen. Aber nein, sagt die Mutter, die gnädige Frau Gräfin dürfen nichts wissen, bis Ihre Gnaden sicher sind. Sonst müßte mein armer Junge es büßen. Der Herr Gott im Himmel begleite und beschütze Sie!

Und von diesem Segen aus beider Getreuen Mund begleitet, spreng' ich in die Nacht hinaus. Ein Griff in die Tasche des Kittels überzeugt mich, daß diese guten Menschen auch für Reisegeld gesorgt haben. Neben dem Paß steckt ein lederner Beutel mit harten Thalern gefüllt. Ich bitte Dich, theuerster Schatz, alle Ausgaben dieser wackern, edelmüthigen Leute — für Pferd, Kleidung, Reisegeld — sobald als möglich, dreifach oder vierfach zu decken. In meinem Schreibpult findest Du einige Rollen Goldes. Nur sei vorsichtig, daß kein Verdacht auf sie falle. Die Frau Gräfin, meine hochverehrte Schwiegermutter, die so klug ist als fromm, wird schon alles auf das Weiseste einrichten.

Für das, was sie an mir gethan, aus einem from-

men Dankgefühl für die kleine durchaus nicht mühselige Sorgfalt, mit der ich über ihres Lieblings Wohl gewacht, indem ich suchte ihn vor der Verführung lasterhafter Kameraden zu schützen und dergleichen mehr, kann ihnen freilich kein Geld danken. Es beweist mir von Neuem, wie thöricht und sündlich es ist, wenn wir Adelichen uns für besser halten als das Volk, und daß Edelsinn und Gottesfurcht in den niedrigsten Hütten wohnt. Und brauchen wir solcher Beweise, die wir eingedenk sein sollten, daß unser Herr selbst hier auf Erden in Knechtsgestalt wandelte, und daß er die ersten Boten seines Worts und seiner Glorie aus den Niedrigsten des Volks erwählte?

Nichts für heute von meinem wilden, wüsten Ritt durch Polen und Rußland. Früh am Morgen erreichte ich Lissa. In Kalisch vertauscht' ich mit Hülfe von ein paar Juden meine Uniform mit einer anständigen Civiltracht und mein Pferd mit einem Postwäglein. Zum Glück — ein reiner Zufall, hatt' ich eine gute Börse voll Gold in der Tasche. Dies und des Fuhrmanns Darlehn, nebst dem Verkauf des Pferdes und meiner Uhr und Kette, brachte mich glücklich hierher nach Peters-

burg. Ich war zum Entschluß gekommen, in Rußland mein Heil zu versuchen. Der König von Polen ist der heimliche Feind meines Königs. Ihm will ich nicht dienen. Rußland ist das Land für mich. Es ist im Kriege mit Schweden. Da kann ich ankommen. Dem Herzog-Mitregenten bin ich persönlich bekannt, und überdem durch meine Geburt in den braunschweigischen Staaten empfohlen. In Rußland hat, neben den vielen Glücksrittern aus der Hefe des Volks, die durch Keckheit und Geschicklichkeit die oberste Sprosse der Leiter erklommen, auch schon mancher wackere Edelmann der Fortuna wieder ins Antlitz sehen dürfen, nachdem sie ihm im Vaterlande den Rücken gekehrt hatte. Lascy floh hierher vor seinen Gläubigern. Münnich betrat das Zarenreich als Duellant. Keith als Abenteurer.

O Geliebte! wie oft hab' ich schon schmerzlich meine Flucht bereut, die mich von Dir und meinem Glücke vielleicht für lange Jahre trennt. Nur der Gedanke, daß einzig sie mich befähigt, das wiederzugewinnen, was ich verloren — Ehre, Adel, Ruhm — Rang endlich, den hohen Rang sag' ich, der allein mich berechtigen wird, Dich, Geliebte meines Herzens, aus dem

hohen Hause Deiner Geburt in ein neues Vaterland einzuladen — dieser Gedanke, diese Hoffnung, dieser feste Vorsatz allein versöhnt mich mit meiner Flucht.

Hier ist's mir über alle Erwartung gut gegangen. Der Herzog hat mich in seiner Leibgarde angestellt, mit Majorsrang und Majorsgehalt, und da ich ihm offen meine ganze Lage enthüllte, mir eine namhafte Summe angewiesen, die mich für jetzt vor allen Sorgen und vor Schuldenmachen schützt. Seiner gnädigen Theilnahme verdank' ich auch die Gelegenheit zu diesem Briefe. Ich war schon wieder voller Muth und Hoffnung, als mich Major Winterfeld mit der fürchterlichen Nachricht niederschlug, wie hart und eigenmächtig der König mein Vergehen gestraft hat. Aber ich erkenne seinen Tyrannenspruch nur halb an. Er kann mir meinen Offiziersrang, aber nicht den Adel nehmen, den die sächsischen Herzoge noch vor der sächsischen Kaiserzeit, als der Name Hohenzollern nur eben in der Geschichte auftauchte, meinen Vätern verliehen haben. Der Graf, Dein Herr Vater, und die Frau Gräfin, Deine hochverehrte Mutter — ach! Agathe! sie war auch mir eine Mutter, und ich liebte sie wie

ein Sohn! — werden einsehen, daß ich als Cavalier nicht anders handeln konnte, und mir den Kummer verzeihen, den ich über sie und über Dich, ihr höchstes weltliches Gut, gebracht habe.

Auch wenn es nicht mein eigenes Unglück wäre, was mich drückte, könnt' ich mich in der Atmosphäre hier nicht wohl fühlen. Das Terrain der Stadt, des Landes kenn' ich freilich noch nicht. Allein der Hof ist ein großer moralischer Schlamm. Es ekelt mich hier alles an. Ich möchte lieber zu Dir, der Reinen, gar nicht davon sprechen. Ich bedauere den Herzog, der wahrhaftig in seinem hohen Hause an andere Fürstentöchter gewöhnt ist, von der schönen, tugendhaften Kaiserin Karl's VI. an bis auf die reine und fromme junge Königin von Preußen. Die Zarewna Elisabeth ist nicht besser als eine feile Dirne. Schon als junges Prinzeßchen hat sie sich an einen gemeinen Gardisten weggeworfen, und seitdem haben die Liebeshändel kein Ende. Der Herzog Ludwig von Braunschweig, des Regenten Bruder, der auch hier ist, hat sie heirathen sollen, aber er hat mehr Ehre im Leibe als «andere Leute» und hat ihr einen Namen gegeben, den ich vor

Deinen reinen Ohren nicht wiederholen will. Sie will auch ihn nicht, weil er schwach und häßlich ist wie die Nacht. Sie ist ein freches Weibsstück, und doch ist die Großfürstin Anna, die Regentin, kaum besser; nur daß sie es nicht so offen treibt. Kaum zwei Jahre vermählt, hat sie den Herzog Anton schon zum Hahnrei gemacht, der sich kränkt und ärgert und doch keinen herzhaften Schritt thut, dem Skandal Einhalt zu thun. Sie hält es mit dem Grafen Lynar, dem polnisch-sächsischen Gesandten, und will es machen wie die Kaiserin Anna, ihre Tante, die ihren Liebhaber Biron mit ihrem Hoffräulein verheirathete, um so das Verhältniß etwas zu decken. Sie hat den Lynar mit ihrer Hofdame, dem Fräulein von Mengden, verlobt, und er ist jetzt nach Hause gereist, um seine Affairen zu ordnen. Der Herzog muß drum wissen, denn alle Welt weiß es. Aber kann man einen solchen Fürsten bedauern? Und doch fühl' ich mich ihm dankbar und möchte etwas für ihn thun können. Ich glaube er ist wirklich in die Großfürstin noch verliebt, die auch ganz hübsch ist, besonders wenn sie die blasse, schlaffe Haut durch Schminke hebt und sich in ihre prächtige Hofkleidung

wirft. Aber wie sie vor uns, die wir den Dienst haben, erscheint, träge und gelangweilt auf dem Kanapee hingestreckt, mit matten Augen und bleichen aufgefauchten Wangen; in ganz vernachlässigtem Anzug, wie ihn Deine Frau Mutter, die auf Zucht hält, ihren Dienerinnen bei der Arbeit nicht verstatten würde; ohne Schnürleib, in kurzem Pelzmantel oder loser Sammtkontusche, die schwellenden Formen halb zu verdecken; ein Tuch um den Kopf gesteckt, um dem Frisiren zu entgehen — kann man ihre Schönheit nicht rühmen. Und so erscheint sie am Spieltische, wenn gerade nicht Hoftag ist, im petit cercle, wozu außer ihrer Mengden auch der kaiserliche und der englische Gesandte gehören. — Die Prinzessin Elisabeth dagegen ist immer auf das Schönste geputzt in hellen strahlenden Farben, was ihr gut steht bei ihrem blühenden Ansehen und ihrer freundlichen Miene. Sie und die Großfürstin sind auf dem besten Fuße, und Erstere scheint sich nicht viel aus der Krone zu machen, auf die sie, wie einige behaupten, als Peter's Tochter ein besseres Recht hat wie Anna, welche ihre Partei zur Kaiserin machen will, als Iwan's Enkelin. Die Großfürstin ist gutmüthig. Sie möchte

Elisabeth an ihren Schwager, den Herzog Ludwig, verheirathen; aber wie schon oben bemerkt, dieser weicht aus. Auch haßt die Mengden die Zarewna. Es ist lächerlich, in welchen kleinlichen Zügen das sich mitunter zeigt. So hat diese Letztere die Gewohnheit, die Hofcirkel immer um sieben Uhr zu verlassen. Die Mengden aber möchte sie gern früher los sein und läßt alle Uhren im Schlosse umstellen. Und solche erbärmliche Dinge mehr.

Aber mich geht es wenig an. Nur daß diese oder ähnliche Intriguen auch Münnich von dem Regentenpaare entfernt haben, daß dieser ausgezeichnete General jetzt in einer Art von Ungnade lebt, die ihn in unwürdiger Unthätigkeit hält, dies verdrießt mich. Und mehr noch der Grund. Es ist, weil der Wackere den Krieg gegen Preußen, zu dem Botta's und Lynar's Intriguen die Großfürstin gegen alle gesunde Politik geneigt machen, zu eifrig widerrathen hat. Verlaß Dich darauf, Agathe, gegen meinen König werde ich nie fechten. Der Herzog hat mir versprochen, mich im Frühling, wenn's wieder losgeht, zur siegreichen Armee nach Finland zu schicken. Ich habe keine Ruhe hier, und dieses elende Antichambriren bringt mich zur Ver-

zweiflung. Unter Lascy und Keith hoff' ich die Lorbeern zu erkämpfen, um die jener Bube mich gebracht hat.

Und nun, Geliebteste — der allgütige Vater erbarme sich Deiner! Warum mußte Dich seine strafende Hand mittreffen, Du Engel, der Du nichts verschuldet hast, als sie mich so zermalmend traf?

Lebe wohl. Gib mir bald die Erquickung einer Nachricht von Dir, nach der meine Seele lechzt. Ich lege meine Adresse bei. Sage mir, daß Du mir nicht zürnst, daß Dein Herr Vater und Deine Frau Mutter mir Deine Thränen verzeihen."

Als Moritz endlich das Blatt falten und in das Couvert stecken wollte, mußte er es an das Feuer halten, denn es war naß von den heißen Thränen, die, ihm selbst unbewußt, seinem Auge enttropft, als während des Schreibens das liebende, weinende Gesicht der jungen Gattin ihn so tief angeblickt. Er siegelte und adressirte:

Ihrer Hochgeboren
der gnädigen Freifrau von Hohenhorst
geb. Reichsgräfin von Promnitz
auf Wildeneck bei Glogau in Schlesien.

Dann machte er rasch das Päckchen fertig und hatte gerade geendet, als der Kurier, zur Abreise bereit, hereintrat. Der Schlitten, der ihn nach Deutschland tragen sollte, stand schon seiner wartend vor einer der Thüren des Palastes, und Moritz hörte aus der stillen Nacht nach und nach die Glöckchen des Dahinfliegenden verhallen.

Es war Mitternacht. Jetzt hörte er, wie die Schildwache auf dem Corridor abgelöst wurde. Um ein Uhr sollte ein anderer Offizier auch ihn ablösen. Allein er empfand keine Neigung zum Schlafe. Sein Gemüth war aufgeregt und er fühlte, daß diese ganze Nacht ihm keine erquickende Ruhe geben könnte. Indessen hatte die Mittheilung an die Geliebte ihn doch einigermaßen erleichtert. Von neuem schritt er auf und ab; aber statt wie vorher sich melancholischen Betrachtungen hinzugeben, fing er an die Zukunft sich hell und heller auszumalen, und übte so in vollem Maße das Vorrecht einer kräftigen Jugend. Der Krieg mit den Schweden war das Nächste. Aber auch ein Türkenkrieg konnte nicht lange ausbleiben. Man hatte längst gefühlt, daß Biron aus Neid gegen Münnich sich von den Franzosen

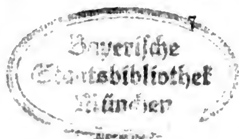
in einen gar zu schmählichen Frieden hatte hineinbetrügen lassen. Ein neuer Türkenkrieg konnte nicht ohne Münnich geführt werden. Ein glänzender Feldzug versprach auch dem jüngsten Offizier eine schnelle Carrière. Die Zukunft strahlte dem Jüngling wie die Sonne aus dunkeln Wolken entgegen.

Da hörte er plötzlich ein unterdrücktes Geräusch von unten her, einen dumpfen Lärm von Männerschritten auf der Treppe und im Augenblick darauf, dicht am Eingang, mehrere gedämpfte Stimmen. Moritz stürzte nach der Thür, die vor ihm aufsprang. Ein Haufen Grenadiere drang ein — es waren ihrer dreißig. Verrath! rief er, das Schwert aus der Scheide reißend. Aber im nämlichen Augenblicke ward er an der Brust gepackt. Zwei oder drei fielen auf einmal über ihn her, hielten ihn mit athletischen Kräften, während ein anderer ihn entwaffnete. Doch geschah ihm weiter kein Leid. Zwei mächtige Grenadiere hielten ihn festgepackt an den Armen, während das Gedränge ihn mit fortriß. Sowie er eine Bewegung machte, sich loszuwinden, hielten sie ihm die geballten Fäuste vor das Gesicht, und er gab alle Versuche auf, persönlicher

Mishandlung zu entgehen. Plötzlich hörte er eine Stimme neben sich auf deutsch sagen: Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, Herr Major, so halten Sie still. Die neue Kaiserin will nicht, daß ohne Noth Blut vergossen wird. — Es war ein Sachse, Namens Grünstein, und eins der Hauptwerkzeuge dieser seltsamsten aller Verschwörungen.

Der Haufe drängte sich, noch immer geheimnißvoll leise auftretend, dem Schlafzimmer des Regentenpaares zu. Die Vordern rissen die Thür auf, drangen ein und stießen unversehens die Nachtlampe um, die auf dem Tisch vor dem Bette stand. Nun ward Licht aus dem Vorzimmer geholt, die Thür blieb weit offen, Moritz ward weiter mit fortgezogen und er sah wie in dem breiten Bette das unglückliche Ehepaar, aus tiefstem Schlaf geschreckt, auffaß, betäubt wie im Traum, die Soldatengruppe, welche das Bett umringte, halb sinnlos anstarrend.

Der anführende Offizier hieß die Großfürstin im Namen der Kaiserin Elisabeth aufstehen und ihm folgen. Die Großfürstin riß sich schnell aus ihrem sprachlosen Entsetzen empor. Aus dem Nebengemach ward eine



Kammerfrau herbeigeholt, die, an Händen und Füßen zitternd, ihr Schuhe und Strümpfe anzog und sie in einen sammtenen Pelzmantel hüllte. Gefaßt, in dumpfer Ergebung in ihr Geschick, ließ sie sich fortführen, indem sie noch im Gehen eine Kappe zum Schutz für den Kopf verlangte, und dann den Offizier fragte, ob sie ihre Base nicht einmal noch sehen dürfe?

Während die unglückliche Frau in solcher Ergebung eine gewisse Würde zeigte, hatte der Herzog, wie von Schrecken und Ueberraschung seiner geringen Geisteskraft vollends beraubt, unbeweglich dagesessen und seine Gemahlin und die Grenadiere abwechselnd angestarrt. Als Moritz den Sprößling des Heldengeschlechts der Welfen in solcher Erniedrigung sah, durchfuhr ihn der Schmerz wie ein Schwertstich. Er zuckte zusammen und es riß ihn unwillkürlich zu dem Fürsten hin. Aber er ward ziemlich unsanft zurückgeschleudert und konnte nur noch sehen, daß zwei der riesenhaften Krieger das fürstliche Männchen aufnahmen wie ein Kind, ihm einen Pelzmantel über die Schultern warfen, daß die nackten Füße unten hervorblickten, und ihn hinab in einen der bereit stehenden Schlitten trugen. Das Härteste

geschah ohne Härte. Die rauhen Männer bewegten sich leise und sprachen noch immer mit gedämpfter Stimme.

Jetzt aber drang ein Haufen in das Nebenzimmer, in dem der kleine Kaiserknabe schlief. Moritz hatte durch die offene Thür einen Anblick, der ihn mitten in der schmerzlichen Ungewißheit des eigenen Schicksals ergriff. Der Knabe lag im festen Kinderschlafe. Die Grenadiere hatten Befehl ihn nicht zu wecken. Nun standen die rohen, wilden Männer, die sich noch vor einer Stunde willig erklärt, alle Feinde der Tochter Peter's niederzumetzeln, still und geduldig um die Wiege herum, das Erwachen des unbewußt kronenberaubten Kindes ruhig abwartend. Aber Moritz durfte das Ende des Auftritts — wie zuletzt bei seinem Aufwachen jeder der bärtigen Krieger es nehmen wollte, wie es vor Furcht schrie und wie es endlich der an allen Gliedern zitternden Amme übergeben ward — nicht mehr mit ansehen. Auch er ward fortgeführt und wie die andern Verhafteten in Elisabeth's Palais gebracht. Denn dieses diente für jetzt allen arretirten Staats- und Hofbeamten sowie der ganzen großfürstlichen Familie selbst zum Gefängniß.

Nach diesem war auch die Zarewna selbst zurückgefahren, nachdem sie bis morgens drei Uhr in der Wachtstube des Winterpalastes den Erfolg abgewartet, mitten unter ihren Prätorianern, den Preobraschenskischen Grenadieren, und durch goldene Versprechungen und schmeichelnde Manieren mehr und mehr sich ihre Herzen sichernd. Noch in der Nacht versammelte sich auch hier der Senat, und alle Regimenter der Kaiserstadt zogen nach und nach vor ihm auf und leisteten wie jener, auf die Erklärung, daß Elisabeth den väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen habe, willig, ja jauchzend den Huldigungseid.

Am frühen Morgen, als das staunende, bestürzte Volk von allen Seiten herbeiströmte, jedoch sich in scheuer Ferne haltend, trat die neue Kaiserin an das Fenster, den Kaiserknaben auf dem Arme, ihn mit einer Gefühlskoketterie küssend, die ein lautes Hurrah der Soldaten hervorrief. Es heißt sie habe, als das Kind in unschuldiger Freude das Geschrei nachahmte, gesagt: Armer Kleiner! du ahnst nicht, daß dies Hurrah dir dein Urtheil spricht! Vielleicht glaubte sie in diesem Jubelgeschrei zu erkennen, daß für den schuldlosen

Knaben mindestens noch ein ihr gefährliches Gefühl in der Masse vorhanden sei, und beschloß darum in grausamer Selbstsucht, ihn ganz zu vernichten.

Aber keine Stimme sonst erhob sich für die Vertriebenen, keine Hand für den harmlosen Unmündigen, dessen Vertreter vorzugsweise durch Ausländer geherrscht und so den innersten Kern des Volksgefühls verletzt hatten. Nie ward eine Revolution, in ihrem ersten Anfang mindestens, blutloser vollzogen. Unter den Deutschen aber herrschte eine furchtbare, lautlose Bestürzung. Ein gräßlich schwarzes Ungewitter hing über ihren Häuptern, das sich auch nur zu bald blutig entladen sollte.

Am Mittag des nämlichen Tages fuhr die neue Kaiserin im offenen Wagen, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, nach dem Winterpalast und nahm davon Besitz. Der großfürstlichen Familie aber diente das verlassene Haus noch einige Tage lang zum Gefängniß; so auch den andern Verhafteten, unter denen die berühmten Namen Münnich's und Ostermann's glänzten und unter welchen keiner sich geringerer Schuld bewußt war als Moritz von Hohenhorst. Er war

mit dem Dragonerobersten von Haimburg, der, obwol einer der unbedeutendsten Menschen, als Anton Ulrich's Adjutant und Vertrauter von Einfluß und darum verhaßt war, in Einem Zimmer eingeschlossen. Möge der Vorhang, der uns das Geschick unsers unglücklichen Freundes verbirgt, für jetzt unaufgerollt bleiben.

Viertes Kapitel.

Eins der frommen Grafenhäuser.

Der Brief kam glücklich auf Schloß Wildeneck an. Zwei Frauen hatten dort Morgens und Abends und oft sonst noch in einsamen Stunden auf den Knien gelegen und für den geliebten Flüchtling und seine Rettung gebetet. Als jetzt Agathe endlich den heißersehnten Brief empfing, riß sie ihn hastig auf und mit zitternder Hand. Mit liebedurstigen Augen saugte sie nur die Hauptzüge in sich; dann eilte sie zur Mutter, alle hergebrachten Ceremonien vergessend, die in vornehmen Familien damals so freien Zutritt zu den Aeltern den Kindern kaum verstatteten. Auch Agathen war die Unterwerfung unter diese Etikette zur zweiten Natur geworden. Allein das überwältigende Gefühl riß sie hin.

Er ist gerettet, gnädige Mama, rief sie, er ist in Sicherheit. Lesen Sie, theuerste Mama! er ist in Rußland!

Es war düster im Zimmer ihrer Mutter. Die schweren Vorhänge waren niedergelassen. Die Gräfin saß in seliger Beschaulichkeit in ihrem Lehnstuhle; ihr gegenüber, auf einem kleinen Taburet, ein fremder Mann in geistlichem Kleide, den Agathe erst gewahr ward, als sie ihrer Mutter ganz nahe war. Es war einer jener reisenden Prediger, die seit dem Erwachen des protestantischen Christenthums aus dem langen Starrkrampf der todten Orthodoxie unablässig das Land durchzogen und bei dem besten Theil des hohen Adels, wenigstens in gewissen Gegenden Deutschlands, eine gastliche Aufnahme fanden. Der gottselige Paroxysmus war gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in welche Zeit diese Erzählung fällt, schon im Abnehmen und ging allmählich im Herrnhuterthum unter. Aber die gräfliche Familie von Promnitz blieb in all ihren, wenn auch schon eben verdorrenden Zweigen der alten, heiligen Liebe treu. Die Gräfin Benigna insbesondere, aus dem fürstlichen Geschlechte der Reuß entsprossen,

war bis zu ihrem Tode eine der Hauptstützen des ursprünglichen reinen Spenerthums.

Agathe fuhr zusammen, als sie den Fremden sah. Allein die Gräfin empfing sie mit dem vollen Blick der Liebe und Güte, der ihr eigen war, ja mit noch erhöhter Innigkeit und Milde. Denn ihr Gemüth war im geistigen Verkehr mit dem ehrwürdigen Schienmayer in eine höhere Region verrückt. Der Mann Gottes hatte soeben ihr eine Art von Privatpredigt gehalten, in welcher er die Demüthige noch vollständiger, als sie es schon war, überzeugt hatte, wir armen sündigen Menschen müßten dem sanften Lamm Gottes auf den Knien nachkriechen, wenn wir hoffen wollten, es je zu erreichen. Sie streckte daher die Hand nicht einmal nach dem Briefe aus, der so gute, aber doch nur fleischliche Kunde brachte, sondern sagte:

Hat die Gnade des Herrn den armen Verirrten gerettet, meine Tochter, so laß uns nicht säumen, den himmlischen Heiland für seine Fürbitte in aller Demuth zu danken. Seine Hand ist es ersichtlich, die uns hier diesen lieben Mann, den ehrwürdigen Schienmayer, zusendet.

Die Gräfin hielt eine kleine Weile ein, während der Geistliche einen demüthigen Bückling machte; und Agathe, deren Gemüth weit abwesend war, einen eben so tiefen Knicks.

Er wird, fuhr sie dann fort, die Opferworte für uns arme benachtete Seelen finden, die dem Herrn angenehm zu hören sind. Knie nieder, meine Tochter!

Und indem sie sich selbst zum Niederknien erhob, setzte sie, gegen den immer Gebetsfertigen gewendet, hinzu:

Mein Eidam, ein würdiger Edelmann und gläubiger Christ, aber noch im Vorhof und in den Banden des Fleisches, ist vom Herrn der Heerschaaren von einer dringenden Gefahr gerettet. Er hat wol von seiner Affaire gehört. Bete Er, theuerer Mann, bete Er mit uns, daß es zum Heil seiner Seele ausschlagen möge!

Agathe, das nur überflogene Blatt in der Hand, von dem jeder Buchstabe über ihr Lebensglück zu entscheiden schien, sank betäubt auf die Knie wie die beiden andern. Sie drückte den Brief, die Stimme des Heißgeliebten, fest an ihr Herz und rang vergebens ihre

Sinne davon loszureißen und ihre Seele in die rechte Stimmung zum Gebet zu versetzen. Denn das unbewußte, bebende, freudige Dankgefühl, das ihr ganzes Herz füllte, der wogende Seligkeitsrausch, der ihr ganzes Innere durchströmte — solch einen Seelenzustand die rechte Stimmung zum Gebet zu nennen, das hatte ihre Erziehung sie nicht gelehrt, die von einer Religiosität geleitet ward, welche eine Liebe zum Schöpfer in seinem Geschöpf nicht anerkannte und nur die Liebe zum Geschöpf um seines Schöpfers willen für die rechte Liebe hielt.

Der fromme Mann hatte schon lange sein Gebet in kläglich wimmernden Tönen begonnen. Er flehte den lieben Heiland an, um der treuen Magd Gottes und ihres Kindes willen sich des irrenden Wanderers auch ferner zu erbarmen und ihn, der noch im schwachen Dämmerschein des trüben Lämpchens menschlicher Weisheit umhertaumele, in der fernen Wildniß die Leuchte der Erkenntniß anzustecken. Zieh ihm aus, stöhnte er, zieh ihm aus, lieber Heiland, das unflätige Kleid der eigenen Gerechtigkeit! Wasch ab, herzliebster Jesus, den Grind seiner Sünden mit deinem köstlichen Blute!

Laß ihn ruhen in deinen Wunden wie einen Säugling in der Wiege! Laß ihn auf dem dornenreichen Wege, den du ihn führest, in deiner unverstandenen Weisheit den Pfad zum gekrönten Lamme finden. Laß nicht zu lange ihn lechzen nach der Stunde der Versiegelung, nach der Stunde des Durchbruchs deiner Gnade! Komm o Seelenfreund, komm o Gnadenspender! komm!

Während er nun so sich ergoß, eine reichliche halbe Stunde lang, ächzend und seufzend, und von dem Gestöhn und den Seufzern der Gräfin begleitet, hatte die arme Agathe sich vergebens bemüht, dem Diener Gottes auf seinen ascetischen Abschweifungen zu folgen. Sie konnte nicht anders: sie hätte aufjauchzen mögen in dem Einen überschwenglichen Gefühl, daß der heißgeliebte Mann ihr gerettet sei. Endlich gab sie den Kampf auf und betete leise für sich auf ihre eigene Weise und unter stillen Thränen.

Vergib, o vergib, lieber Heiland, deiner sündigen Magd, betete sie, wenn sie jetzt mehr an des geliebten Mannes leibliches Wohl denkt als an sein geistiges. Du willst es ja, daß wir uns lieben sollen, wir, die wir uns in deinem Namen geehelicht haben. Du weißt

auch, daß der arme Flüchtling die Liebe zu dir im Herzen trägt und daß er, wenn er stolz ist vor Menschen, vor dir und deinem heiligen Namen sich in Demuth beugt. Und schlug nicht auch Petrus den Kriegsknecht, und doch war er einer deiner Auserwählten, und du erkorst ihn aus den Zwölfen, auf ihm deine Kirche zu erbauen. Und war er auch ein gebrechliches sündiges Werkzeug, wie wir alle, und verleugnete dich in der Stunde der fleischlichen Schwachheit, dennoch sagt' er mit Wahrheit: Herr, du weißt es, daß ich dich liebe. O, lieber Heiland, schütze du meinen geliebten Gatten ferner mit deinem mächtigen Schild und laß mich, o laß mich armes schwaches Rohr nicht zu lange auf die Stunde der Vereinigung hoffen!

Das Haus Promnitz gehörte zu den „frommen Grafenhäusern", in denen, nachdem die gereinigte Kirche Deutschlands nach und nach in Satzungen und Dogmen erstarrt war und ein volles Jahrhundert lang in einem todesähnlichen Schlaf gelegen hatte, die Wiedererwachte seit etwa siebzig Jahren ein Asyl fand. Die religiösen Bewegungen unserer Tage sind oft mit den damaligen der „Erweckten" und sogenannten Pietisten verglichen

worden. Und doch waren jene in ihren Grundwurzeln so verschieden. Während Ueberreife und Erschöpfung des geistigen Bodens einen Theil unserer Zeitgenossen zu ähnlichen Resultaten geführt hat, war es gerade die Unreife der zu frühzeitig abgefallenen Frucht, welche diese so bald verwelken machte. Unsere Zeitgenossen gehen uns für jetzt nichts an. Ich habe meine Leser mehr als ein Jahrhundert zurückgeführt. Aus dem zu andern geistigen Pflanzen nur spärlich benutzten, jetzt durch die halbverfaulte Frucht reichlich getünchten Erdreich schoß damals wuchernd eine üppige Saat hervor. Manch krankhaftes, ja giftiges Gewächs war darunter; aber selbst in seinem dürrsten, ungesundesten, mit Unkraut vermischtesten Aufwuchs war es doch immer noch gottgefälliger als die faule Frucht des lutherischen und calvinistischen Pharisäerthums selbst, aus der sich der Same jener fanatischen, fratzenhaften und in jedem Falle durchaus unschönen Verirrungen entwickelt hatte.

Der Hauch des Heiligen Geistes wehte von Westen nach Osten. Die wunderbaren religiösen Regungen, die der fromme Spener zuerst unter dem hohen Adel Mittel- und Norddeutschlands angefacht, fanden unge-

fähr um die Zeit des Todes des trefflichen Mannes in der Niederlausitz und Nordschlesien, wo das Haus Promnitz seine Heimat hatte, einen seiner Hauptsitze. Agathens Vater gehörte nur zu einer Seitenlinie desselben. Während der ältere Zweig zu Sorau in der Niederlausitz einen förmlichen Hofhalt unterhielt und den aufrichtigsten, nüchternsten Pietismus mit dem strengsten Ceremoniell altfranzösischer Etikette zu vereinigen wußte, war er, einer der jüngern Vettern, mit einigen Gütern in Schlesien abgefunden, von welchen Wildeneck, unfern Glogau, ihm zum Wohnsitze diente.

Graf Ernst Kasimir, so hieß Agathens Vater, war seiner Natur nach viel weniger ascetisch als der Oheim in Sorau. Er hatte in seinen jungen Jahren die Welt gesehen und als kaiserlicher Offizier unter dem Prinzen Eugen gefochten. Mannichfache Verletzungen und Zurücksetzungen hatten ihn, den Lutheraner, bestimmt, seinen Abschied zu nehmen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Eine Heirath mit der frommen Gräfin Benigna von Reuß hatte ihn in seiner ihm anerzogenen religiösen Sinnesart befestigt, und ihrem stärkern Cha-

rakter und ihren abgeschlossenern Ueberzeugungen war es nach und nach und in der That fast unwillkürlich gelungen, einen bedeutenden Einfluß auf ihn und den ganzen Haushalt zu gewinnen. Vielleicht mochte auch der Umstand, daß die fromme Gemahlin ihm eine reiche Mitgift gebracht hatte, vermittelst welcher manche Jugendsünde gedeckt werden konnte, dazu beitragen, ihr eine gewichtige Stellung zu sichern.

Die Gräfin Benigna, nachdem es in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht ganz ohne Kämpfe mit dem Gemahl über die „Mitteldinge" abgegangen war, wußte nach und nach mit sanfter schlauer Hand und großem Geschick alle Bande der argen Welt abzustreifen, und Tanz, Kartenspiel, Komödienbesuch, Romanlesen u. s. w. aus ihrem Hause zu entfernen. An geistiger Speise jedoch, die nimmersatte Begehrlichkeit jener Zeit nach solchen Genüssen zu befriedigen, fehlte es nicht. Außer der Morgenandacht und den regelmäßigen Betstunden vor der Mittags- und Abendtafel, zu welchen das sämmtliche Hausgesinde sich einfinden mußte, ward jeder Besuch eines Geistlichen oder sonst durch Frömmigkeit befähigten Mannes zu erbaulichen Sermonen und Ex-

positionen benutzt, und die Gastlichkeit aller Zweige des gräflich Promnitz'schen Hauses ließ es nie an Zuspruch der Art fehlen.

Für Weltkinder konnte ein solches Haus, wenigstens ehe die schöne Tochter desselben heranwuchs, keine besondere Anziehungskraft haben. Allein den geselligen Verkehr mit Andersdenkenden, wenn diese sich nur in den Schranken der Moralität hielten, ganz abzubrechen, war keineswegs im Sinne der Frommen jener Zeit. Im Gegentheil hielten sie eine sektenhafte Absonderung für unchristlich und suchten, wiewol in vielen Individuen heimlich nicht ohne geistlichen Hochmuth, ein liebevolles Verhältniß zu unterhalten mit den Kindern der Welt, welche ihrerseits sie abwechselnd verspotteten oder scheuten. Besuche des benachbarten Adels fanden demnach mitunter, wenn auch nur selten statt, und die Gräfin hatte zu viel Takt und Würde, um denen, die noch aus Wahl und bösem Willen im Vorhof des Tempels weilten, mit einer Enthüllung seiner Glorie lästig zu fallen. Nur wenn die weltlichen Scherzreden gewisse Schranken überschritten — und die rohen Sitten jener Zeiten machten den Landadel nicht weniger geneigt dazu

als eine durch Frankreichs Einfluß verderbte Moral den Hof- und Stadtadel — pflegte sie ohne Scheu einen ernsten Wink zu geben: „daß Narretheidung dem Christen nicht zieme.“

Wenn sich die Gräfin von Promnitz durch ihre Frömmigkeit, durch die Klugheit, mit der sie einem großen Hauswesen vorstand und Gesinde und Hörige in Ordnung hielt, durch feine, echt adeliche Sitten, besonders aber als Wohlthäterin der Armen, allgemeine Hochachtung erworben hatte, nicht allein im ausgedehnten Kreise derer, die wie ein unsichtbares Netz das Gewebe der Liebe zum gekrönten Lamme umschloß, sondern in der ganzen Landschaft, und ihr ganzes Leben von einem heiligen Ernst beseelt war, so hatte sie doch auch ihre süßen Erholungen, ihr seelenerquickendes Spiel. Dies war das unter vielen Frommen beliebte, althergebrachte „Däumeln“.

Kein wichtiger Act des Hauswesens ward unternommen, keine Reise ausgeführt, kein Vertrag mit einem Pachter, Käufer oder Verkäufer abgeschlossen und überhaupt kein Schritt von irgend einer Consequenz gethan, ohne daß die Gräfin vorher das stets bereite

Wort Gottes um Rath gefragt hätte. Nach einem kurzen Gebet steckte sie ihre Daumen zwischen die Blätter der Bibel und war sicher, daß die so aufgeschlagene Seite ihr den besten Rath, das richtige Mittel angeben, oder wenn es eine Gefühlssache war, den besten Trost geben werde. Es war ihr damit so oft gelungen, und der Spruch, Text oder was es nun war, was die Daumen enthüllten, war stets so angemessen und passend befunden, daß auch der anfangs etwas ungläubige Graf sich bekehren ließ und jedem, der etwa noch Zweifel äußerte, mit Beredsamkeit oder mindestens mit vielen Worten bewies, wie nicht allein Graf Zinzendorf und der ebenso gelehrte als fromme Moser diesen Weg gewählt hätten, in zweifelhaften Fällen zur Entscheidung zu kommen, sondern daß auch der gottselige Spener sie nicht gemisbilligt, vielmehr sie als unschuldig seinen Kindern verstattet habe. Dabei war er unerschöpflich an Beispielen des Gelingens, Rettungen aus großen Gefahren durch den so erhaltenen Rath, Tröstungen in den tiefsten Betrübnissen, ja von auf diese Weise veranlaßten Bekehrungen.

Aber diese Spielereien, diese Geschmacklosigkeiten in

Form und Ausdruck, waren nur die äußere Schale des deutschen Pietismus: sein Kern war die echte christliche Liebe, die sich nicht blos durch den Glauben bethätigen, sondern auch an ihren Früchten erkannt sein will. Wenn der alte Stocklutheraner Amsdorf in seinem blinden Zelotismus für die hinreichende Kraft des Glaubens sich bis zu dem Unsinn verirrte, zu behaupten, „gute Werke wären der Seligkeit schädlich", wenn die gereinigte Kirche gegen die Mutterkirche in allen Barmherzigkeitsäußerungen über ein Jahrhundert lang entschieden im Schatten gestanden hatte, so ward sie zuletzt durch Francke's Stiftungen und alles, was mit ihnen zusammenhing, auf das Schönste gerechtfertigt. Die Werkthätigkeit der christlichen Liebe war seitdem eine der gesündesten Früchte des sogenannten Pietismus geworden. Auch in Schlesien waren Witwen- und Waisenhäuser und Armenschulen gestiftet, aber als unabhängig von der katholischen Kirche durch die strengsten Maßregeln der Regierung wieder aufgehoben worden. Die Gräfin Benigna von Promnitz, obwol eine blinde Unterwerfung unter die Obrigkeit in allen Dingen auch ihr als Christenpflicht erschien, ließ sich

dadurch nicht irremachen, denn sie sagte für sich: Gottes Gesetz geht vor Menschensatzungen.

Sie hatte noch als junge Frau bei einem Besuch bei der Herzogin von Oels den frommen Mann Mischke auswandern sehen, als das dort errichtete Liebeswerk plötzlich zerstört ward. Mit Gebet und Thränen sah sie den langen Zug an den Fenstern des Schlosses vorüberwallen: Witwen und Waisen, jedes ein Bündelchen in der Hand, von dem ehrwürdigen Pastor und den sechs Präceptoren geführt. So zogen sie ergeben in des Herrn Willen dahin, mit rührend schwachen Stimmen seinen Rathschluß preisend. Seitdem hatte sie in der Wirthschaft gespart, soweit es nur immer der adeliche Anstand erlaubte, allen Kleideraufwand auf das Gewissenhafteste vermieden und, stets mit Gebet, bei Freunden eingesammelt. So war es ihr, besonders von dem Grafenhof in Soran unterstützt, gelungen, das zerstörte Liebeswerk in kleinem Maßstabe wieder aufzubauen.

Als Frau war sie dem wachsamen Auge der Regierung weniger ausgesetzt. Auch war ihre Wirksamkeit für jetzt nur auf ihr eigenes Geschlecht beschränkt,

bei dem man eine pietistische Entwickelung für weniger gefährlich hielt. Indessen getraute sie sich doch nicht ein eigenes Gebäude aufzuführen. Sie richtete blos ein paar Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses Wildeneck zu Schulstuben ein. Unterdessen sammelte sie alle Waisenmädchen aus den benachbarten Dörfern und der Umgegend und gab sie bei frommen Witwen, theils unter ihren Hörigen, deren Hütten den Edelhof umringten, theils im nahen Dorfe Rauschwitz in die Kost. Auf diese Witwen und Waisen hielt sie ein wachsames Auge. Stets ihnen nahe mit Hülfe, Rath oder That, wußte sie alles, was bei ihnen geschah, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob sie die gnädige Frau Gräfin mehr liebten oder mehr fürchteten.

Unter solchen Einflüssen war Agathe aufgewachsen. Sie war die jüngste von sieben Töchtern, alle in früher Jugend dahingeschieden. Die Vorsehung hatte diesem Zweige des Hauses Promnitz alle männliche Nachkommenschaft versagt, eine um so schmerzlichere Prüfung Gottes für den Grafen Kasimir, als auch der Hauptstamm in Sorau mit Graf Erdmann's kinderlosen Söhnen erlöschen und der Name Promnitz aussterben zu wollen schien.

Die Gräfin Benigna, als die Kinderblattern und eine bösartige Kinderruhr eine ihrer zarten Knospen nach der andern dahinraffte, dankte dem lieben Heiland auf den Knien, daß er die so theuer mit seinem Blute erkauften Kleinen, das weiße Kleid noch unbeschmuzt vom Kothe der sündigen Welt, um seinen Thron versammle, und sang mit zitternder Stimme dem Herrn ein Halleluja für jede Wunde, die seine Hand ihr schlug. Wie sie aber den unendlichen Schmerz damit zu vereinigen wußte, der ihr Mutterherz immer wieder durchzuckte, wenn von Neuem ein Sarg hinweggetragen ward, in dem eins ihrer abgelösten Glieder lag, weiß ich nicht. Vielleicht hielt sie sich in solchen Augenblicken für eine große Sünderin. Genug, daß eine siebenfache Liebe beider Aeltern sich über das einzige ihnen übriggebliebene Pfand Gottes ergoß, obwol besonders die Gräfin fühlte, es sei dies Kind das einzige Band, das sie noch an diese arge Welt knüpfe.

Die junge Gräfin, oder wie man damals die unvermählten Grafentöchter zu nennen pflegte (und lächerlicherweise noch bis in unsere Zeit hinein), die Comtesse, ward in allen auch weltlichen Dingen, die ihr

Stand erforderte, in gewissem Maße unterrichtet, d. h. sie lernte von einer Gouvernante, einer Dame von Stande aus einer Réfugiéfamilie, französisch und alle möglichen weiblichen Handarbeiten. Der Cantor von Rauschwitz, der in Halle studirt hatte und auf dem dortigen Waisenhause erzogen war — eine demüthige Seele, die der gnädigen Frau Gräfin den Rock küßte — unterrichtete die gnädige Comtesse im Schreiben und Lesen; auch, da er glücklicherweise sehr musikalisch war, im Klavierspiel und Singen. Der Prediger des nämlichen Dorfes, ein Mann nach dem Herzen des gräflichen Paares, denn er war ebenfalls aus der Francke'schen Schule, hatte außer dem Religionsunterricht einen Cursus in der Erdbeschreibung und einen andern in der Weltgeschichte übernommen, bei welchem Letztern die junge Schülerin so viel Zahlen auswendig zu lernen hatte, daß sie ein paarmal darüber Thränen vergoß. Auch fing er an, auf den besondern Wunsch des Grafen, der jungen Comtesse Lehrstunden in der Mythologie zu geben, „weil sie sonst kein Gedicht verstehen könne, was sie in spätern Jahren etwa lesen möchte"; wobei der Prediger zugleich höflichst ersucht ward, den Unter-

richt in diesem Zweige mit den nöthigen christlichen Erklärungen und Anmerkungen zu begleiten. Dieser Unterricht aber ward dem jungen Mädchen bald so widerlich, daß er auf ihr dringendes Bitten abgebrochen ward.

Damit es nun an nichts fehlen sollte, was zum adelichen Anstande gehörte, entschloß sich die Gräfin sogar, als Agathe dreizehn Jahre alt geworden, sich einem Cirkel von adelichen Familien anzuschließen, der zum Tanzunterricht für ihre Fräulein und Junker einen Balletmeister aus Wien verschrieb. Die Gräfin gab hier dem Wunsche ihres Gemahls nach, der wie andere Pietisten des hohen Adels überzeugt war, daß der Tanz den besten Einfluß auf den körperlichen Anstand übe und darum die Erlernung dieser frivolen Kunst für durchaus nothwendig hielt, wenn auch nachher gänzlich die Ausübung derselben aufgegeben ward. Die Gräfin gab um so williger nach, als auch ihr Freund, Graf Zinzendorf, darin mit seinem Beispiel vorangegangen war. Er selbst hatte ihr einmal mitgetheilt, daß er sich dem Tanzunterricht unterworfen habe, um des günstigen Einflusses willen auf Haltung und Bewegung,

daß er aber nie verfehlt habe, vor jeder Lection den Heiligen Geist anzurufen.

Eingedenk dieses Winkes empfahl auch die Gräfin ihrer Tochter, vor Anfang der Stunde jedesmal zum Heiland zu beten und ihn um seinen Schutz vor aller Versuchung zu bitten. Die kleine Comtesse war gewohnt ihrer Mama blindlings zu gehorchen. So betete sie denn gewissenhaft vor jeder Lection, konnte aber nicht umhin, sich fast das Köpfchen zu zerbrechen, was denn wol darin für eine Versuchung sein könne, wenn sie so nach dem Takt der Musik hin- und herhüpfe oder in der Menuet mit ausgespreiztem Kleide dahingleite.

Viel besser begriff sie, warum ihre fromme Mutter sie schon in frühen Jahren zum Werkzeug ihrer Wohlthaten und zur Gehülfin ihres Unterrichts in ihrer Waisenschule machte. Denn die Gräfin hatte, um jedes Eingreifen der Regierung zu vermeiden, keine besoldeten Lehrer und Lehrerinnen angestellt. Der Cantor war der einzige, der für einen kleinen Zuschuß zu seinem ärmlichen Gehalte gern den Unterricht im Schreiben und Singen übernommen hatte. In der Religion unterrichtete sie selber, die Buchstabir- und Lesestunden

waren der jungen Gräfin zugetheilt, während sie willig abwechselnd des Dienstes ihrer Kammerfrau und ihres Kammermensches — so nannte man damals die untern Dienerinnen — entbehrte, um sie die Mädchen Nähen und Stricken lehren zu lassen.

In der Schule war Agathens Unterricht bei weitem der beliebteste. Und in der That war es lieblich und rührend zu sehen, wenn das wunderschöne, engelgleiche Kind, in der Mitte der Stube auf seinem erhöhten Platze sitzend, von zwanzig bis dreißig irdischern Kindergestalten umringt, und während aller Augen liebevoll an ihr hingen, ihnen ein Kapitel aus der Bibel vorlas; oder wenn es nach den Fähigkeiten der Mädchen die Klassen abtheilte, die Kleinen oder Vernachlässigten buchstabiren ließ und die Leseübungen der Geschickteren leitete.

Diese Art von Verkehr mit den Dorfkindern war jedoch — außer daß sie die Ueberbringerin der Gaben ihrer Mutter, hauptsächlich bei Kranken und Leidenden war, der einzige, den das gräfliche Ehepaar der Tochter verstattete, und mit der Kleinen zu *spielen* ward nie ein Bauerkind oder überhaupt nur ein bürgerliches

Kind auf das Schloß gebracht. Denn der hohe Adel jener Zeit hielt streng auf Absonderung der Stände, besonders aber der pietistische Adel, der sie als von Gott selbst eingesetzt betrachtete. Bei aller Einfachheit ihrer Lebensart ward nicht ohne Aengstlichkeit auf Beobachtung einer steifen Etikette gehalten, welche aus den modischern Kreisen schon zum Theil durch den Einfluß der leichtern französischen Sitten verwischt war. Trat doch sogar Zinzendorf, ehe seine Ansichten zur Reife gekommen und er bei seinem spätern Wirken alle weltliche Glorie abstreifte, als er zum ersten Mal predigte, auf die Kanzel, mit einem Ordensstern am schwarzen Talare befestigt und ein Haiduck ihm die Bibel nachtragend.

Agathe wuchs bei allem Zwange in einer Atmosphäre der Liebe auf. Sie konnte daher kaum anders als glücklich sein, wie wenige jugendliche Freuden sie auch kannte. Dennoch hätte es einem psychologischen Beobachter, wäre ein solcher in der Nähe gewesen, nicht entgehen können, daß ihr die Geistesbeschränktheit ihrer Umgebungen und die Engherzigkeit der Ansichten, die sie aussprechen hörte, eine Art von unbewußter Be-

klommenheit gab. Während ihre Mutter sich in den Schranken einer entschiedenen Nüchternheit heimisch fand und eine stille, gottergebene Heiterkeit ihr ganzes Wesen beseelte und ihr die Hochachtung und das Wohlwollen aller Menschen gewann, fühlte Agathe oft eine dumpfe Langeweile, eine Art von sehnsüchtigem Ueberdruß, der ihren schönen Augen zuweilen einen fast melancholischen Ausdruck gab. Sie gähnte, wenn sie ihren Aeltern aus der Frau von Schlebusch „Geistlich-häuslicher Seelen-apotheke" vorlesen mußte, und nahm Abends wol still-schweigend einen Band von Jakob Böhme's Schriften mit auf ihre Kammer und las darin mit einer Art von dunkler Erbauung, obwol sie von den theosophischen Ergießungen des wunderbaren Schusters eben nicht viel verstehen mochte. War ihr bei der Hausandacht die Wahl des zu singenden Liedes überlassen, so wählte sie sicherlich eins von Paul Gerhardt oder noch lieber von Scheffler, während die süßlich spielenden Lieder Zinzen-dorf's oder Freylinghausen's, die ihre Mutter erbauten, ihrem unbewußten poetischen Sinn widerstanden.

Sonst war freilich ihr kleiner Blumengarten, der aus den steifbeschnittenen Hecken und dunkeln Taxus-

wänden des Schloßgartens hell hervorleuchtete, und eine alte Volière in letzterm, in der sie eine Menge von fremden, bunten Vögeln hielt, die einzige Poesie ihres jugendlichen Lebens. Gesellschaft ihres Alters sah sie gar wenig. Von Zeit zu Zeit machte sie mit ihren Aeltern einen Besuch bei dem benachbarten Adel oder in Glogau, wo die Familie bisweilen einige Wintermonate zubrachte. Dann hörte sie wol die Fräulein von den Freuden des Lebens in Breslau oder in Wien sprechen, von Assembléen und Opern, jedoch ohne je eine besondere Neugierde nach den Reizen der Welt zu empfinden. Auch war, wie gesagt, dieser Verkehr nur sehr sparsam und auf wenige Familien beschränkt, um so mehr, als die nächsten Nachbarn meist an Rang unter ihr standen, die Offizierfamilien in Glogau aber großentheils katholisch waren.

So war Agathe fast unvermerkt zur Jungfrau herangeblüht, und wenn sie als Kind schon liebreizend und anmuthig gewesen war, so versprach sie jetzt sich zu einer außerordentlichen Schönheit zu entfalten. Eine hohe, schlanke Gestalt, noch ohne die Fülle, die vollständig entwickelten Formen, die zur vollkommenen

Schönheit gehören, mehr Knospe noch als volle Rose, aber leicht und anmuthig in Gang und Bewegung und nicht ohne eine gewisse ererbte vornehme Würde. Auch der durchaus regelmäßige, griechische Bau ihres Gesichts konnte vielleicht für zu dünn, zu zart gelten. Aber eine blendendweiße Haut und Wangen, auf denen die lieblichsten Rosen blühten, mußten sie vor jedem Verdacht der Kränklichkeit schützen. Der Mangel an Fülle ihres Gesichts ließ ihre schönen, seelenvollen Augen für den, der tadeln wollte, fast zu groß erscheinen. Dieselbe Einwendung konnte gegen den Mund gemacht werden; aber ihre herrlichen Zähne, ihr reiches Haar und die wunderbar reine, jungfräuliche Stirn hätte selbst der Neider bewundern müssen.

Es versteht sich, daß alle diese Reize den jungen Offizieren der Garnison von Glogau nicht entgingen. Wenn sie sich sonst von Schloß Wildeneck und der „alten Betschwester" sorglich fern gehalten hatten, machte jetzt einer nach dem andern Anstalt sich dort einführen zu lassen. Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. Der Graf und die Gräfin wußten mit dem besten Anstande alle Besucher dieser Art fern zu halten, ob-

wol junge Männer von ebenbürtigen Familien darunter waren und sie wol voraussetzen konnten, daß mancher mit ernsten Absichten kam, denn Agathe konnte als einzige Tochter zwar nicht eigentlich reicher, aber doch immer vermögender Aeltern für eine sehr gute Partie gelten. Aber hätten sie ihr Kleinod an einen Papisten verschleudern sollen? Lieber vermieden sie, jede etwaige kaiserliche Einmischung abzuschneiden, die Stadt gänzlich; und das Haus in Glogau stand demnach auch im Winter leer, seitdem Agathe sechzehn Jahre alt geworden.

Eine standesmäßige Vermählung ihrer geliebten Tochter zur passenden Zeit war oft der Gegenstand des Gesprächs der liebenden Aeltern. Seit etwa funfzig Jahren hatten die Abkömmlinge der pietistischen Fürsten- und Grafenhäuser — etwa zwanzig an Zahl — sich immer untereinander vermählt. Der Umblick der guten Aeltern ging nicht über diese zwanzig Familien hinaus. Die Ehen in diesen frommen Häusern boten in seltener Reihe einen gewissen Grad von häuslichem Glück dar. Kaum daß man je von einem Misverhältniß hörte. Keine Scheidung hatte je unter ihnen stattgefunden, und der Kindersegen unter ihnen grenzte an das Un-

glaubliche. Die meisten dieser Ehen waren aus freier Wahl und Neigung geschlossen. Der Freier bewarb sich bei den Aeltern, die das Jawort mit der Bedingung der freien Einwilligung der Tochter gaben. Aber noch viel minder als von Zwang war je von einer romantischen Liebe die Rede. Eine beiderseitige herzliche Liebe zu Jesus und ein mäßiges Wohlgefallen aneinander schien vollkommen hinreichend zur gemeinschaftlichen Wallfahrt durchs Leben. Ja, „fleischliche Neigungen" und ein zu großes „creatürliches Ergötzen" aneinander schienen dem ruhigen Genuß des ehelichen Glücks mehr hinderlich als förderlich. Die Guten waren in beständiger Furcht, aus Liebe zur Creatur Jesu untreu zu werden. Graf Zinzendorf gab die junge Gräfin Castell freiwillig auf, in dem vollen Bewußtsein, für sie eine tiefe Liebe im Herzen zu tragen, aus Furcht, sie könne ihm zu theuer werden. Er brachte, ohne einen Schatten von äußerer Nothwendigkeit, freiwillig seine Liebe dem Herrn zum Opfer und heirathete eine andere „treue Magd" Jesu, für die er blos ein herzliches Wohlwollen hegte. Ganz im nämlichen Sinne suchten Spener, Moser, Büsching und eine Unzahl von andern Frommen sich

ihre Frauen aus und lebten meist in erträglich glücklichen ehelichen Verhältnissen.

Von diesem Gesichtspunkte gingen auch Agathens Aeltern aus, als sie an eine Heirath ihrer Tochter dachten, und vielleicht hätte sich auch unter den zahlreichen Vettern vierten oder fünften Gliedes — denn eine Verbindung zwischen nähern Verwandten ward von Vielen nicht gebilligt — ein Graf gefunden, der fromm genug für jene und angenehm genug für das Mädchen selbst gewesen wäre, vielleicht hätte sie ihr Leben abgesponnen in friedlicher, andächtiger, kinderreicher Ehe, wie hundert andere Gräfinnen, und ich hätte nichts weiter von ihr zu erzählen gewußt, wenn nicht — die Vorsehung anders über sie beschlossen gehabt hätte.

Fünftes Kapitel.

Des Lebens Mai.

Agathe war eben achtzehn Jahre alt geworden, als in das Stilleben ihres Daseins ein Ereigniß einbrach, das, wie es der erste Anfang einer Weltbegebenheit war, auch auf ihr eigenes Geschick den entschiedensten Einfluß üben und für sie der Anbeginn einer neuen Existenz werden sollte.

Der König von Preußen stand plötzlich an der Spitze eines mächtigen Heeres an der Grenze Schlesiens; und noch konnte die wegwerfende Abweisung seiner Forderung von Wien aus ihn kaum erreicht haben, als er schon als Eroberer eingerückt war. Die junge Königin war ungerüstet. Die Hälfte Schlesiens war in des feindlichen Nachbars Händen, ehe sie sich nur vor Schreck und Ueberraschung besinnen konnte.

Die protestantischen Einwohner Schlesiens, seit mehr als hundert Jahren auf mehrfache Weise von der katholischen Regierung beschränkt und bedrückt, sahen dem Könige von Preußen, einer der Hauptstützen der protestantischen Kirche, als einem Befreier entgegen. Als aber nun gar gleich nach seinem Einrücken sein großmüthiges Manifest sämmtliche Einwohner zur vollkommenen Ruhe und Furchtlosigkeit ermahnte; als ihnen der ungeschmälerte Besitz ihres Eigenthums und allen Denominationen freie Religionsübung gesichert, als alle Bedürfnisse des Heeres baar bezahlt und die strengste Mannszucht beobachtet wurde, da flogen dem jungen Könige alle Herzen zu und nie ist ein Eroberer freudiger empfangen worden.

Der Graf und die Gräfin von Promnitz theilten diese Gesinnungen. Dennoch hatten sie, als ihnen zuerst vom Herannahen des Gewitters Kunde ward, es rathsam gefunden, seinen Ausbruch nicht auf ihrem einsamen Schlosse abzuwarten .Waren doch wenige Ortschaften in Schlesien, an die sich nicht irgend eine fürchterliche Tradition aus dem schwedisch-polnischen oder gar aus dem Dreißigjährigen Kriege knüpfte. Kaum daß es

eine Art von Mishandlung in jenen grausenvollen Zeiten gab, der die friedlichen Bewohner nicht ausgesetzt gewesen wären, kaum eine Art von Demüthigung, der sich der Adel auf seinen Schlössern nicht hätte unterwerfen müssen. Der Graf Promnitz beschloß demnach, seine Familie auf den benachbarten neutralen Boden Sachsens zu bringen. Da aber die „Dänme" darüber durchaus keine passende Antwort bringen wollten und wiederholte Versuche misglückten (was jedoch im spätern Leben nie mitgetheilt ward), so ging die Zeit, die zur Reise hätte benutzt werden sollen, verloren, und das Heer war bereits in Anmarsch, ehe man zum Entschluß gekommen war. Ungewiß über die Sicherheit der Landstraßen, entschied sich das gräfliche Ehepaar, besonders um die schöne Tochter besorgt, zuletzt kurz und gut, sich nach Glogau zurückzuziehen und für den Winter (es war im December) ihr dortiges Haus zu bewohnen.

Aber kaum hatten sie dasselbe in Besitz genommen, als die Feste eingeschlossen und regelmäßig belagert ward. In Rauschwitz schlug der Erbprinz von Dessau sein Hauptquartier auf, während der König mit dem übrigen Theile des Heeres weiter vordrang.

Nach wenig mehr als zweimonatlicher Belagerung ward die Festung Glogau in einer wilden, dunkeln Nacht von den Preußen mit Sturm genommen. Aber nie noch hatte die Welt eine Sturmeroberung wie diese gesehen, die Mauern und Herzen zugleich bezwang. Die Preußen nahmen Besitz, aber kein Haus ward geplündert, kein Bürger in seinen Rechten gekränkt oder durch freche Anmaßung des Siegers beleidigt. Das Einzige, was von den Einwohnern verlangt ward, war eine willige Aufnahme der Verwundeten. Das Hospital war klein und mit den Blessirten der Garnison überfüllt.

So kam es, daß schon am frühen Morgen — es war am 10. März, ein Tag, der sich unauslöschlich in Agathens Gedächtniß schrieb — eine Bahre mit einem verwundeten Offizier in das gräflich Promnitz'sche Haus getragen ward, für den ein ihn begleitender Wundarzt um Aufnahme bat. Ein Streifschuß hatte ihn schon um Mitternacht, beim Anfang des Sturmes, die Schulter verletzt, war aber in der Hitze des Gefechts von dem Unerschrockenen nicht beachtet worden, bis zuletzt der Blutverlust ihm eine tiefe Ohnmacht zugezogen hatte.

Die Gräfin übernahm willig die Pflege des jungen Kriegers. Von starken Nerven und weichem Herzen, war dies recht eigentlich das Element, in dem ihr edelstes Selbst sich enthüllen konnte. Schon lange hatte die Gründung eines Krankenhauses zu ihren Lieblingsplänen gehört und sie hatte sich dazu durch gewissenhafte Erwerbung allerlei nützlicher Kenntnisse vorbereitet, auch in vielen vorkommenden Fällen, bei Verwandten und bei Armen, in der Behandlung von Wunden geübt. Der Chirurg, nachdem er die Schulterwunde untersucht und verbunden, sah bald, daß er den jungen Offizier ihr getrost überlassen konnte, und eilte hinweg nach andern zu sehen.

Der junge Mann war unter seinen Händen kaum zum Bewußtsein gekommen. Als er nun endlich die Augen aufschlug und sich in frische Wäsche gekleidet, in einen alten seidenen Schlafrock des Grafen gehüllt, auf ein Ruhebett hingestreckt wiederfand, vornehme Frauen an seinem Lager stehend, wollte er sich rasch aufrichten, die Gräfin aber hielt ihn zurück, sprach mütterlich liebevoll zu ihm und ermahnte ihn, sich zu schonen. Er sah sie stumm mit tiefem Blick an. Neben

ihr stand die reizende Erscheinung Agathens, die großen, schwimmenden Augen mitleidig auf ihn gerichtet. Sein Blick blieb an diesen Augen hängen, lange, innig, wie durch Zauber festgebannt, bis er in eine neue Ohnmacht und, aus dieser durch künstliche Mittel geweckt, in einen tiefen Schlaf fiel.

Der Leser hat schon längst in dem Verwundeten unsern armen Freund, den Freiherrn Moritz von Hohenhorst, erkannt. Eine Woche verging, ehe er sich frei bewegen konnte, ohne sein Wundfieber zu einer gefährlichen Höhe zu bringen; zwei andere Wochen hielt ihn seines Chefs, des Erbprinzen von Dessau, Befehl in der Festung zurück. Denn der Fürst hielt viel auf ihn und wollte, daß er sich schonen und vollkommen auscuriren sollte, ehe er wieder den Dienst versehe. Er gab ihm daher bei der regelmäßigen Besitznahme der Festungswerke eine leichte Beschäftigung. Diese drei Wochen aber genügten, um ihn zu dem ganzen Hause Promnitz, zu jedem Mitgliede desselben auf verschiedene Weise, in das innigste Verhältniß zu setzen.

Der Graf fand in diesen ängstlichen und alle Beschäftigung nach außen abschneidenden Kriegszeiten einen

lebhaften Gesellschafter in Moritz, der ihn mit Interesse von Prinz Eugen und dem Türkenkriege erzählen hörte. Um die Gräfin für sich einzunehmen, hatte er, außer dem Anspruch an ihr christliches Mitleid, noch eine Menge anderer Qualificationen. Er war aus einer niedersächsischen Familie vom ältesten Adel und konnte nachweisen, daß schon unter Otto dem Erlauchten ein Bruno auf dem Hohen Horst großes Ansehen genossen. Früh schon verwaist und auf Veranstaltung eines frommen Vormundes auf dem Pädagogium zu Halle erzogen, war er in seinen ersten Knabenjahren unter Francke's unmittelbare Aufsicht gestellt, bis der Tod den würdigen Mann abrief. Was folgte, war weniger empfehlend und doch noch günstig genug, um ihre Theilnahme zu erhalten. Er hatte in Leipzig studirt und ohne besondern Kampf allen geistig beengenden Einfluß seiner Erziehung abgestreift, während der ihm anerzogene feste Glaube an die Offenbarung ihm geblieben war. Seine Neigungen zogen ihn hauptsächlich zu den ästhetischen Studien; alle Excesse eines rohen Studentenlebens meidend, und voll warmen Gefühls für das vernachlässigte, verhöhnte, ja grausam gemishandelte

deutsche Vaterland und seine Sprache, schloß er sich dem Kreise denkender und geistesverwandter junger Männer an — den Schlegel, Cramer, Gärtner und andern — die sich, ohne sich geradezu zu den Schweizern zu halten, unter dem unmittelbaren Einfluß der Classiker und der englischen Literatur von Gottsched emancipirten. Er hatte seine Studien kaum beendigt, als er durch den Bankrott eines bedeutenden Kaufmannshauses sein ganzes Vermögen verlor. Er trat nun in preußische Militärdienste, wozu er früher schon Neigung gehabt, und darum seine Studien danach eingerichtet hatte. Durch ein männliches und angenehmes Aeußere, tadellose Sitten und ungewöhnliche strategische und mathematische Kenntnisse sich auf das Günstigste empfehlend, erlangte er bald eine vortheilhafte Stellung und ward vom Erbprinzen Leopold von Dessau zu einem seiner Adjutanten ernannt.

Hab' ich nun sein Verhältniß zu den Aeltern angedeutet und den kurzen Abriß seines Lebens gegeben, den er ihnen mittheilte, so möchte es schwerer sein, in so wenigen Worten das zur Tochter zu schildern.

Ich glaube nicht an Liebe beim ersten Anblick,

mindestens an keine bewußte Liebe. Und doch ist es gewiß, daß der Blick, den der Erwachende auf die in barmherziger Sorge über ihn gebeugte Jungfrau richtete — ein langer, tiefer, staunender Blick — ihr in das innerste Herz drang. Er war leidend. Er war der erste bedeutende Mann, den sie je gekannt. Solange er sich still, auf dem Ruhebette liegend, halten mußte, und sie, mit der Mutter die Pflege theilend, neben ihr an seinem Lager saß, sprach er fast ausschließlich mit der Mutter. Aber sie wußte genau, daß er auch für sie sprach und, wenn sie auf ihre Arbeit blickte, wann er sie ansah, und daß er das oft und verstohlen und immer wieder that. Sie erröthete tief und es war doch so süß, sich so still anblicken zu lassen, und doch noch viel süßer, ihn sprechen zu hören.

Denn seine Stimme hatte einen vollen, edeln männlichen Klang, und ihre vaterländische Sprache fing erst an aus seinem Munde ihr lieb zu werden. Ihr Vater und die übrigen Männer ihrer Bekanntschaft sprachen das unreine, ungebildete Deutsch der Zeit im breitesten schlesischen oder gar österreichischen Dialekt. Ihre Mutter sprach wie sie es in der Jugend gelernt, indem

sie ihr thüringisches, altmodisches Deutsch mit französischen Wörtern durchspickte. War adeliche Gesellschaft da, so ward fast immer französisch geredet — ein Französisch, das danach war, aber doch immer für Agathens Ohren einen weichern Klang hatte als das grobe heimische Deutsch, und das sie selbst bei weitem vorzog. Aber wie wohllautend fiel nun der Klang von Hohenhorst's reinem, gebildetem Deutsch in ihr Ohr! Wie anmuthig und bündig drückte er sich aus, oft in ihr ganz neuer, fast epigrammatischer Kürze! Wie geschickt wußte er ihrer guten Mutter weitschweifige Sätze oder ihre eigenen stammelnden Versuche, dies zu beschreiben und jenes zu erzählen, in gedrängter Kürze zusammenzufassen. Wie wunderbar märchenhaft klang es, ihn bei passender Gelegenheit im Gespräche einen Vers citiren zu hören und gar einen deutschen Vers — nur von ihrer Amme, die wol, um ihre Gefühle besser ausdrücken zu können, gelegentlich ein Fragment eines alten Volksliedes herzusagen pflegte — hatte sie je ähnliches gehört. Alles war ihr neu an ihm — neu, und doch nicht fremd. Er war ihr wie eine Erscheinung aus einer unbekannten und doch ihr seit lange in

Träumen vertrauten Welt. Ein stilles innerliches Glück begann sie zu beseelen und unwillkürlich aus ihren Augen zu strahlen, deren Ausdruck keiner mehr melancholisch nennen konnte, wenn ihnen auch etwas Träumerisches, Sehnsüchtiges blieb, das ihr einen unaussprechlichen Reiz gab. Es war als würde sie schöner mit jedem erwachenden Morgen, und das Hausgesinde fing an ganz in der Stille Bemerkungen über die „gnädige Comtesse" und den jungen Offizier zu machen.

Indessen hatten diese beiden noch nie einander einen Augenblick allein gesehen. Als Moritz so weit hergestellt war, am Tage einen Gang auszugehen, den Arm in der Binde, der Wundarzt aber dringend noch Ruhe empfahl und auf dem möglichst wenigen Gebrauch des verwundeten Armes bestand, schlug die Gräfin vor, nachdem die Abendandacht vorüber und das Gesinde entlassen war, den Rest des stillen Abends zum Lesen von Jean de Labadie's „Protestation de bonne Foy etc." zu benutzen, denn sie verstand französisch genug, um ihres Gastes schöne Aussprache zu bewundern. Moritz drückte seine Verehrung für Labadie aus, bat jedoch um Erlaubniß, die Damen mit den Schneeglöckchen der vater=

ländischen Literatur bekannt machen zu dürfen, deren Frühling soeben anbreche. Auf dem Feldzuge wie auf Reisen begleiteten ihn einige Lieblingsbücher. In der deutschen Poesie war Haller, dessen beste Gedichte, gedrängt voll Gedanken und für die Zeit auch im Ausdruck wunderbar concis, in einer Periode erschienen, in welcher der ganze deutsche Parnaß noch in einer Sündflut seichten Wassers schwamm, der bewunderte Liebling der bessern Köpfe unter der deutschen Jugend.

Nachdem die Gräfin ihre Erlaubniß gegeben und sie selbst wie der Graf, der sich ebenso wenig um Labadie als um Haller kümmerte, sich in ihren Lehnstühlen zurechtgesetzt hatten, holte Agathe freudig ihre Stickerei herbei. Die vier Wachslichter waren vor dem Vorleser, auf dem Tische, dicht zusammengerückt. Um genug Licht für ihre Arbeit zu gewinnen, mußte die junge Gräfin sich ganz dicht neben ihn setzen. Moritz zog nicht ohne Befangenheit sein Buch aus der Tasche und schlug sein Lieblingswerk, „Die Alpen“, auf.

Unser junger Freund hatte mit tonvoller Stimme und gehaltenem Ausdruck kaum drei Seiten gelesen, als ein leises Schnarchen verkündigte, daß des Dichters

philosophischer Eingang für den Grafen zum Wiegenlied geworden war. Er bemerkte, daß auch die Gräfin mit sehr ernster, fast abschreckender Miene dasaß. Nur die gespannte Aufmerksamkeit Agathens, vor deren Seele sich gleichsam ein Vorhang aufrollte, hinter dem ganz unbekannte, aber dunkel ersehnte Regionen lagen, gab ihm den Muth fortzufahren. Jetzt aber las er:

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe macht es gleich.

Hier unterbrach die Gräfin den Vorleser mit der Bemerkung:

Das nimmt sich gar schön in einem Poem aus, aber es sind gefährliche Principien. Ueberhaupt könnte ein heidnischer Poete diese Verse so gut geschrieben haben als ein christlicher Autor.

Moritz las mit einer kleinen Verlegenheit weiter und kam an die Stelle:

Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt,

So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet was ihn rührt.
Sie hört ihn und verdient sein Brand zum Lohne,
So sagt sie was sie fühlt, und thut wonach sie strebt;
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt und durch die Tugend lebt.
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, sie Ihn, dies macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Liebe deckt ihr Bett auf sanft geschwollnem Moos;
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schos.
O dreimal selig Paar! euch muß ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier räusperte sich die Gräfin gezwungen und fragte mit strengem Ton:

Herr Baron, kommen in diesem Gedicht noch andere so equivoque Passagen vor? In diesem Falle möcht' ich lieber Sie ersuchen, nicht weiter zu lesen.

Sie sind sicher, meine Gnädige, erwiderte Moritz, mit verhaltenem Lächeln. Der Dichter fängt mit den Menschen an, die er in der Schweiz dem Naturzustand näher hält als anderswo. Dann geht er auf

die Beschreibung der großartigen Naturscenen selber über, die er zugleich für die Quellen und Schutzmauern der Sittlichkeit seiner Landsleute hält.

Nach dem, was der Herr Baron soeben gelesen, sollte ich nicht denken, daß die moralité dieser Leute sehr rein sein könne.

Moritz fühlte, daß hier alle Erklärungen auf den Boden fallen würden. Wenn mir die gnädige Frau Gräfin erlauben wollen fortzufahren, werden Sie gewiß des Dichters Kraft und Kunst in der Schilderung der mannichfachen Schönheiten der Gebirge und der übrigen Naturzüge der Schweiz bewundern.

Ohne Zweifel, erwiderte die Gräfin. Ein zu warmes, creatürliches Ergötzen an der erschaffenen Erde hat indessen doch etwas Bedenkliches. Ich will damit nicht sagen, daß wir uns nicht an dem, was uns Gottes Gnade an irdischen Gaben gewährt hat, in einem gewissen Grade erfreuen sollten, wenn es nur mit dankbarer Hinweisung auf den allgütigen Geber geschieht. Ich selber habe des Poeten Brockes „Irdisches Vergnügen in Gott“ vor einigen Jahren mit Ergötzung gelesen.

Sie werden finden, meine Gnädige, daß Haller nicht weniger fromm ist, nur auf andere Weise.

Eh bien, fahren der Herr Baron dann nur fort.

Moritz hielt es jedoch für gerathener, die nächsten funfzig bis sechzig Verse, die noch einige eheliche und häusliche Schilderungen enthalten, zu überspringen und erst wieder bei den Stellen zu beginnen, die ausschließlicher der Beschreibung erhabener oder lieblicher Naturscenen gewidmet sind. Bald jedoch mußte er sich überzeugen, daß in dem Gemüthe einer Frommen aus der Spener'schen Schule kein anderes geistiges Interesse mehr Raum hat, neben dem Einen was Noth ist. Ein gelindes Schnieben aus dem Lehnstuhle der ehrwürdigen Dame heraus verkündigte bald, daß auch sie unbewußt dem Beispiele des Gemahls gefolgt war, und in Kurzem begleitete ein regelmäßiges leises Duett eines kräftigen Basses und weichern Discants die Stimme des Vorlesers.

Moritz sah auf und begegnete dem schalkhaften Lächeln Agathens. Die armen Aeltern sind müde, sagte sie flüsternd. Aber ihre erhöhte Farbe, ihre leuchtenden Augen sagten ihm deutlich, daß sie nicht müde war.

Wir wollen sie nicht stören, versetzte er, und rückte noch näher an sie heran. Er fuhr fort mit gedämpfter Stimme zu lesen. Von Zeit zu Zeit sah er auf. Ihre Arbeit war längst in ihren Schos gesunken. Sein Blick traf jedesmal gerade in ihre Augen. Sie saß lauschend, athemlos. Mit innerm Entzücken sah er den jungfräulichen, empfänglichen Boden ihres Geistes vor sich ausgebreitet. Glücklich der Mann, dem es einst vergönnt war, ihn mit liebenden Händen anzubauen! Es war ein unaussprechlicher Reiz in diesem Nahesitzen, in diesem Flüstern.

Wie wunderschön ist das, sagte das Mädchen leise, als er geendet hatte. Bei manchen Stellen kam es mir vor, als hätte ich auch in unserm Gebirge hier Aehnliches gesehen. In der Schweiz ist freilich alles großartiger.

Und wie wahr, erwiderte er ebenfalls mit leiser Stimme, sind diese Schilderungen. Gerade so hab' ich die Krystallgruben, hab' ich die Wallisbäder gesehen.

Sie waren da? Sie kennen die Schweiz?

Ich habe das entzückende Land auf einer Ferienreise gesehen, als ich auf der Universität war.

Nun mußte er erzählen. Nun wollte sie alles wissen. Es scheint, seine Beschreibungen waren noch tausendmal plastischer und pittoresker als die Verse Haller's, so viel hatte sie zu fragen, so theilnehmend hörte sie zu. Allein nach und nach ward er etwas zerstreut, und Agathe schlug die Augen nieder, sie wußte selbst nicht warum. Eine kurze Pause entstand in dem bisher so lebhaften Gespräche. Das Buch war längst zugeschlagen. Jetzt öffnete Moritz es von neuem und sagte nach kurzem Hin- und Herblättern mit einer Stimme, in welcher Agathe glaubte ein leises Beben wahrzunehmen:

Haller hat auch sonst noch schöne Gedichte geschrieben. In den Elegien um seine Gattin, die er nach kurzem ehelichen Glücke durch den Tod verlor, ist ein tiefes schmerzliches Gefühl. Sie hieß Marianne, und er behält diesen Namen auch in seinen Gedichten bei. Er ist der erste unserer Dichter, der sich die Freiheit nimmt, von den leidigen Schäferinnennamen abzugehen. In einem seiner frühern Lieder jedoch, fuhr er etwas zaghafter fort, gibt er ihr, nach dem alten Gebrauche, den Namen Doris, ein Name, den in der That jedes

andere Mädchen auf sich beziehen kann. Und er las, die schöne männliche Stimme leise bebend:

Sprich Doris, fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen
Die süßer sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

. . . .

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die Liebe leitet zum Altar;
Du forderteſt von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Worin dein Herz noch müßig war.

Ich fürchte, meine Leserinnen werden diese Verse gewaltig altmodisch finden. Sie wurden freilich vor mehr als hundert und dreißig Jahren geschrieben und wurden wol überdem auch damals nicht als Haller's Meisterstück angesehen. Agathe aber, die ohne Zweifel Schmerzen und Herzen nicht den tausendsten Theil so oft gereimt gesehen hatte, als die allerunwissendste meiner Leserinnen, fand die Verse melodisch genug, und

es war ihr als wären sie eigen für sie gemacht. Sie sah in ihren Schos, die lieblichen Wangen tiefer geröthet. Moritz hielt das Buch in der rechten Hand. Die linke, die nächste an Agathen, erhob sich leise, die ihre zu fassen.

Da kam plötzlich das Duett ins Stocken. Agathe bückte sich nach ihrer vom Schos gegleiteten Arbeit. Moritz faßte das Buch mit beiden Händen. Die Gräfin fuhr erschrocken empor.

Verzeihen Sie, Herr Baron, sagte sie etwas verlegen, meinen Mangel an Politesse. Ich bin heute Morgen gar viel auf den Füßen gewesen. Ein anderes mal sollen Sie eine artigere Zuhörerin in mir finden. — Kommen Sie, mein Schatz, ermahnte sie den Grafen, es ist Bettzeit.

Die jungen Leute aber, fürcht' ich, schliefen diese Nacht nicht viel, trotzdem daß es Bettzeit war. Jedes ging in seine Kammer; glücklich, selig, es möchte schwer zu entscheiden sein, wer von beiden am glücklichsten, am seligsten. Agathe fühlte sie war geliebt; Moritz, daß er verstanden und *gern* verstanden war.

So verstrichen einige Tage. Agathe besorgte ihre

kleinen häuslichen Geschäfte, ihre Nähtereien, ihre Blumen wie immer, in stillem innerlichen Glücke die einförmigen Stunden abspinnend, während Moritz mehr nach außen beschäftigt, und indem seine Heilung rasch fortschritt, mehr draußen im Lager war. Eines Tages trat er mit muthigem Schritt in das Wohnzimmer der gräflichen Familie. Sein Auge glänzte und seine Miene deutete an, daß er eine gute Nachricht erhalten hatte. Ein günstiges Geschick wollte, daß Agathe eben ganz allein an ihrem Arbeitstischchen in der Fensterbrüstung saß.

Er trat entschlossen zu ihr. Mein Fräulein, sagte er und seine Stimme verrieth die tiefe Bewegung seines Innern, endlich bin ich des müßigen Zuschauens entbunden und mein Arzt wie mein General erlauben mir wieder, mich als Krieger zu fühlen. Morgen bricht der letztere mit einigen Regimentern nach Steinau auf und ich darf ihn begleiten.

Agathe hatte die Farbe gewechselt. Dadurch ermuthigt fuhr er fort:

Die Tage, die der Himmel mir vergönnt hat in Ihrer Nähe zu verleben, mein Fräulein, sind die glück-

lichsten meines Lebens gewesen. Sie waren mir das Erwachen in ein neues Dasein. Ja, so wie ich aus der tiefen Ohnmacht, die mir der Blutverlust zuzog, erwachend, zuerst in den Himmel Ihrer Augen sah, Agathe, so bin ich nun plötzlich aus dem apathischen Zustande meines frühern Jugendlebens in ein so seliges Bewußtsein versetzt, wie es nur das Vollgefühl einer innigen heißen, ewigen Liebe geben kann.

Er hatte ihre Hand ergriffen. Sie ließ sie ihm. Sie saß, den Kopf in die andere, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Sie saß schweigend in Angst und Wonne. Thräne auf Thräne enttropfte ihren Augen.

Agathe, fuhr er fort, ich weiß, daß ich, ein unbemittelter Lieutenant, meine Augen nicht zu der Reichsgräfin erheben darf. Aber ich darf hoffen, daß dieser Krieg mir Mittel bieten wird, Ihnen näher zu kommen. Sollte es mir mit Gottes Hülfe gelingen, Ehre und Ruhm und damit eine höhere Stellung zu erringen, theure angebetete Agathe, darf ich, d a r f ich Ihre Aeltern um den Schatz dieser Hand bitten?

Agathe zuckte zusammen. Mit dem Namen ihrer Aeltern stiegen plötzlich Schwierigkeiten und Hindernisse

wie eine schwarze Wand vor ihr auf. Moritz verstand sie nur halb. Er fuhr zurück, aber sie hielt, fast ohne es zu wollen, seine Hand fest.

Sprechen Sie, theure Agathe! fuhr er fort, der Augenblick drängt. Lassen Sie mich diesen Trost mitnehmen. Aber ich darf nichts ohne Ihre Erlaubniß thun.

Sie schwieg noch immer, stille Thränen weinend.

Sprechen Sie, sagte er noch dringender, sich dicht zu ihr biegend, daß sie seinen Athem fühlte. Ein einziges Wörtchen, Ja oder Nein.

Ja, flüsterte sie.

Ist es nothwendig zu erzählen, wie der Beglückte sein dankbares Entzücken aussprach?

Freilich war es auch die höchste Zeit zu einer Antwort, denn der Graf und die Gräfin traten ein. Sie empfingen die Nachricht von Moritz' plötzlicher Abreise mit herzlicher Theilnahme, und als es noch am nämlichen Tage zum Abschied kam — denn Moritz mußte vom Lager aus aufbrechen — fehlte es weder an den warmen Danksagungen des so edelmüthig Gepflegten, noch an innigen und weitläuftigen Segnungen und Gebeten des würdigen Paares. Agathe war wie betäubt.

Sie traute sich kaum die Thränen zu zeigen, ohne die sie doch kaum einen ihr gleichgültigen Mann unmittelbar aus ihrem Hause würde haben in den Krieg ziehen sehen. Moritz aber sah so unbeschreiblich glücklich aus, als wäre der Sieg jetzt schon gewonnen, dessen Erkämpfung er mit muthigem Herzen entgegenging.

Und das Glück lächelte den Wünschen des Kühnen. Acht Tage darauf erscholl der Ruhm des blutigen Sieges bei Mollwitz über ganz Europa. Ein theuer erkaufter Triumph fürwahr! Denn allein aus dem Heere des Siegers deckten zweitausend fünfhundert Leichen das Schlachtfeld, und dreitausend Verwundete lagen in Hospitälern oder in den Hütten der benachbarten Dörfer. Der große Feldmarschall Schwerin war der eigentliche Held der Schlacht, aber der Erbprinz Leopold, der Chef Moritz von Hohenhorst's, an dessen Seite er focht, entschied zuletzt den Sieg, und der Jüngling hatte den Vortheil, unter seinen Augen selbst Heldenthaten verrichten zu können, die in einer andern Lage vielleicht nicht die volle Anerkennung gefunden hätten, welche ihnen unter so günstigen Umständen zu Theil ward. Er ward höchlich belobt, mit höherm Range bekleidet und

ein Orden, der vor hundert Jahren auch noch hundertfachen Werth hatte, stand in Aussicht.

Agathe hatte seither wie in einem schmerzlich seligen Rausch gelebt. Zu einer Zeit, wo es noch keine Telegraphen gab, konnte sie von der Schlacht nicht eher hören, als bis alles glücklich vorüber war. Aber der Gedanke an den Geliebten war doch immer mit einer geheimen Angst wegen der Gefahr, in welcher er auch ohne eigentliche Schlacht täglich und stündlich war, verbunden, vor der all ihre anerzogene Frömmigkeit sie nicht schützte. Als endlich ein Brief von Moritz an die Gräfin ankam, in dem er sein Glück mit bescheidenen Worten erwähnte, als sie diesen Brief, in dem durch alles aufgezwungene Ceremoniell einer steifen Etikette ein inniges Gefühl schimmerte, ihren Aeltern vorlesen mußte, konnte sie sich kaum fassen. Sie sah sich so plötzlich, so über alles Erwarten rasch dem Ziele näher gerückt, das der geliebte Mann ihr vor die Seele geführt hatte. Von Tag zu Tag hoffte sie, ihre Mutter werde die Bewegung bemerken, in welcher sie sich befand, die fieberhafte Unruhe, in der sie seit Moritz' Abreise gelebt. Aber so ganz fremd war der guten

Gräfin der Zustand einer „fleischlichen Liebe“, daß es ihr auch nicht einmal in den Sinn kam, ihre sittsame, in der Liebe zum himmlischen Heiland auferzogene Tochter könne das Bild eines irdischen Mannes im Herzen tragen, bevor er sich bei ihren Aeltern förmlich um ihre Hand beworben habe. Der Graf kam der Sache schon etwas näher. Er fragte die Gräfin einst beim Zubettegehen, ob sie nicht meine, daß Agathe seit der Abreise des Herrn von Hohenhorst unruhiger und aufgeregter sei, als es sich durch das bloße christliche Mitleid wegen der Gefahren, denen der junge Mann ausgesetzt sei, erklären ließe. Allein die Gräfin nahm ihm erstens den Ausdruck „das bloße christliche Mitleid“ etwas übel. Sie setzte ihm in einer langen Rede, und in ihrer eben nicht gedrungenen Weise, auseinander, daß die christliche Barmherzigkeit das wärmste von allen Gefühlen sei. Er war müde und hätte gewünscht nichts gesagt zu haben, um schlafen zu können. Als sie ihm aber zweitens bewies, daß die rechte christliche Barmherzigkeit nichts von der fleischlichen Unruhe haben sollte, die sich schlecht zieme für den durch die Gnade und Christi Blut erlösten Sünder, der darin ruhen sollte wie der

Säugling in der Wiege, voll Gottvertrauen und Ergebung in den Willen des Höchsten — fühlte er dunkel, daß sie ihm durch dieses letzte Argument im Grunde Recht gäbe. Da er jedoch längst gewohnt war, seine Gemahlin für klüger zu halten als sich selber, gab er willig alles zu und konnte so ruhig einschlafen.

Der Sieg bei Mollwitz hatte die Besetzung von Breslau und die Uebergabe von Brieg zur Folge. Sonst ward der Krieg aber nur durch kleine Scharmützel fortgesetzt und eine eigentliche Schlacht, die zuletzt alles zu Gunsten des Eroberers entschied, fand erst mehr als ein Jahr später wieder statt. Der König glaubte mit Recht Sachsen, obwol es sich anscheinend mit ihm verbündet hatte, nicht ganz trauen zu dürfen. Er hielt demnach die Bewachung der nordöstlichen Grenze, wo sich polnische Truppen zusammenzogen, für rathsam. Das Lager bei Glogau, das zwei Wochen nach der Schlacht bei Mollwitz abgebrochen war, mußte daher anderthalb Monat später wieder aufgeschlagen werden, und das Regiment, zu welchem Moritz' Compagnie gehörte, ward nebst mehrern andern dorthin beordert.

Sechstes Kapitel.

Rasch zum Ziel.

Beim Anbruch des Frühlings hatte die Familie Promnitz wieder ihr ländliches Schloß bezogen, wo sämmtliche drei Glieder derselben sich heimischer fühlten als in der Stadt. Der Graf ging am Tage fischen und angeln, Abends rechnete er mit dem Verwalter oder ließ sich von Agathen aus Arndt's „Wahrem Christenthum“ vorlesen. Die beiden Damen auch waren zu ihren alten Beschäftigungen zurückgekehrt, die Wirthschaft ging wieder ihren regelmäßigen Gang, die Schule war wie früher in Flor und alles war genau so wie es im vorigen Frühling gewesen war, um so mehr, als auch, zum Bedauern der Bauern, die durch die Soldaten guten Verdienst gehabt hatten, vor kurzem

das Lager abgebrochen war und, mit Ausnahme der Garnison von Glogau, keine preußischen Truppen in der Nähe waren. Nur Agathe war wie umgewandelt. Der Zustand ihrer Seele strahlte aus ihren Augen und veredelte ihre Züge. Die Liebe war an ihr zum Pygmalion geworden.

Die gräfliche Familie war im Mai hinausgezogen. Anfang Juni schon besetzten preußische Truppen die Umgegend von neuem, und die Bewohner hießen sie willkommen. Bei der strengen Mannszucht, die gehalten wurde, konnte auch die gräfliche Familie nur wenig in ihrem stillen Leben gestört werden. Es trat übrigens ein Umstand ein, der sie bald mehr mit der Außenwelt in Berührung brachte.

Die Felder, die mit den Zelten des frühern Lagers bedeckt gewesen waren, hatten im Winter ohne bedeutenden Schaden für ihre Besitzer dazu benutzt werden können. Nun aber, im Frühling, waren sie gepflügt und gesäet, und die Hoffnung der Unterhaltung mehrerer Familien beruhte auf ihnen. Die Besitzer legten daher Protest ein und wollten sich mit dem ihnen gebotenen Schadenersatz nicht genügen lassen, als sie die

Felder, von denen ihr Wohlstand abhing, von neuem hergeben sollten. Man wußte, daß Schlesien nicht als Feindesland behandelt werden sollte, und suchte mit Schonung die Bauern zum Nachgeben zu bringen.

Diese wandten sich, wie in allen schwierigen Fällen, um Rath an den Grafen von Promnitz. Er berathschlagte darüber mit seiner Gemahlin, die den edelmüthigen Vorschlag machte, um den armen Leuten nicht zu nahe zu thun, und zugleich die preußischen Behörden bei Gutem zu erhalten, ein Opfer nicht zu scheuen, sondern eins von ihren eigenen Feldern, das wegen seines steinigen Bodens nur geringen Werth hatte, nebst einer angrenzenden Wiese zum Local für das Lager anzubieten, die Entschädigung dafür aber großmüthig den Quartiermeistern zu überlassen. Denn sie rieth ihrem Gemahl, durchaus nicht in dieser Sache als Handelsmann zu erscheinen, sondern seine volle reichsgräfliche Würde zu behaupten. Und diese Warnung wäre kaum nöthig gewesen, denn Graf Kasimir war nicht weniger großmüthig als sie. Ueberdem war es ihm lieb, eine Regierung verbinden zu können, die er bald die seinige zu nennen haben würde. Denn nach

der Schlacht von Mollwitz zweifelte Keiner mehr, daß Niederschlesien wenigstens mit dem Frieden an Preußen abgetreten werden würde.

Der Graf trat demnach sogleich in Unterhandlung mit den dabei betheiligten Offizieren und sein Vorschlag ward mit höflichem Dank angenommen. Er kam bei dieser Gelegenheit mit einem Major, dem Grafen von Nostitz, in Berührung, der ihm im höchsten Grade misfiel: ein kolossal gebauter Mann von mittlern Jahren, mit einem rothbraunen Gesicht, in dem sich wilde Leidenschaften abspiegelten. Seine Kameraden kannten ihn als einen rohen und übermüthigen Gesellen; da er jedoch Mann von Welt genug war, um seinen überdem sittenlosen Charakter mit dem Schleier zu bedecken, den die Gebräuche der vornehmen Gesellschaft auch den gröbsten Lastern oberflächlich umhängen, so traten die übelsten Züge seines Innern gegen den Grafen nicht gleich hervor, nur daß sein beständiges Fluchen und die profanen Reden, von denen sein Mund überströmte, denselben entschieden abstießen.

Als die beiden Herren jedoch einander nach kurzer Zeit wiedersahen, nahm Nostitz sich auch in dieser Hin=

sicht dem „Pietisten“ gegenüber sehr merklich zusammen und entschuldigte sich überdem mit üblen, im Felde kaum zu vermeidenden Gewohnheiten, deren der Herr Graf sich vielleicht auch noch aus seinen frühern Kriegsjahren erinnern würde. Für diese Kriegsjahre nun zeigte er ein ganz besonderes Interesse, beneidete ihn unter Prinz Eugen und gegen die Türken gefochten zu haben, und wußte so geschickt des guten Grafen kleinen unschuldigen Schwächen zu schmeicheln, daß er diesen halb und halb mit sich versöhnte. Als der Major demnach am Ende der Unterhaltung um die Erlaubniß bat, den gnädigen Gräfinnen aufwarten zu dürfen, glaubte er nicht, wie er wol sonst gethan, solches Gesuch ohne grobe Unhöflichkeit ablehnen zu können, und erwiderte daher mit einer steifen Reverenz und nicht ohne Verlegenheit: Es würde den Damen eine Ehre sein.

Der Graf wußte nicht — was übrigens schon sämmtlichen Offizieren im Lager bekannt war — daß der Major die schöne Gräfin Agathe beim Spazierenfahren und in der Kirche gesehen hatte, und wie er mit tausend Schwüren, bei denen er Himmel und Hölle anrief, versicherte, sterblich in die reizende Creatur ver-

liebt war. All sein Verliebtsein schützte ihn jedoch nicht vor einem eiskalten, steifen, wenn auch höflichen Empfang auf Schloß Wildeneck; so wenig wie dieser Empfang die Damen daselbst vor den Besuchen des Majors schützte. Denn mit jedem Besuch fand er zwar die Mutter langweiliger, aber die Tochter schöner.

Schon seit einiger Zeit war er, seines langen, wüsten Junggesellenlebens müde, mit Heirathsgedanken umgegangen; aber es ging ihm wie vielen andern Männern, nur die Schönste, Jüngste und Tugendhafteste konnte ihm genügen, obwol er selbst weder schön, noch jung, noch tugendhaft war, und für solche Mitgift der Erwählten nichts bieten konnte als Reichthum und eine Stellung in der Gesellschaft. An Agathen bezauberte ihn noch fast mehr als ihre Schönheit ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und das, was er bei der „Alten“ schrecklich langweilig fand, ihre Frömmigkeit.

Er suchte die Gunst der Mutter durch erbauliche Gespräche zu gewinnen, indem er ihr von den Kirchen in Berlin erzählte, von der großen Frömmigkeit des verstorbenen Königs und den vielbesuchten Predigten des Propstes Süßmilch, bei denen die vornehmsten

Damen oft stundenlang stehen müßten, ohne zu erwähnen, daß er den Gottesdienst nie anders besucht hatte, als wenn sein Regiment dazu commandirt ward, und daß Süßmilch's Name der einzige Predigername Berlins war, den er kannte, weil es eben der Modeprediger war. Aber er hätte es auch zehnmal geschickter anfangen können, sich in die Gunst der Gräfin einzuschleichen, ohne daß es ihm gelungen wäre. Denn die kluge Dame würde doch nicht allein den Heuchler in ihm erkannt haben, sondern auch an seinem Gesicht den Wüstling, und an den ihm von Zeit zu Zeit entfahrenden Flüchen das profane Weltkind. Er rückte daher keinen Schritt weiter, und Agathe kam endlich, auf den willkommenen Wink der Mutter, gar nicht mehr zum Vorschein, wenn der Major von Nostitz seine Aufwartung machte.

Trotzdem stachelte ihn Leidenschaft und Hochmuth, indem er auf seinen Reichthum und seine Stellung baute, zu einer schriftlichen Erklärung und einem Heirathsantrag in Form. Der Graf, an den er sich gewandt hatte, lehnte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, mit eiskalter Höflichkeit ab, indem er im

Namen seiner Tochter für die ihr zugedachte Ehre dankte, sie aber für zu jung erklärte, um sie zu verheirathen.

Seitdem unterblieben die Besuche des Majors, und die gräfliche Familie hörte nichts weiter von ihm.

Um die nämliche Zeit kam Moritz in Rauschwitz an. Es war ihm die Gunst geworden, ehe er sich mit seinem Regimente vereinigte, wegen seiner besondern strategischen Bildung zu einigen außerordentlichen Diensten beim Generalstabe gebraucht zu werden. So ward des Königs Aufmerksamkeit von Neuem auf ihn geleitet. Es war überdem seit der Schlacht bei Mollwitz nicht das erste Mal. Bei einigen vorfallenden Gefechten hatte er wiederholt neue Gelegenheit gehabt, sich glänzend hervorzuthun. Auch dies hatte seinen Namen wieder und wieder vor das Ohr des Königs gebracht. Als demnach Moritz' Chef, der Erbprinz von Dessau, der ihn früher wie einige der andern Offiziere mit seinem Verhältniß zum gräflich Promnitz'schen Hause gutmüthig aufgezogen hatte, ihn nach Niederschlesien entließ, nahm er Gelegenheit, der Geschichte gegen den König zu erwähnen.

Friedrich sagte, als er Hohenhorst's Namen hörte, er hätte diesem jungen Offizier für seine guten Dienste noch eine besondere Belohnung zugedacht, worauf der Erbprinz lachend bemerkte, Seine Majestät könnten ihn nicht besser belohnen als wenn sie ihn mit der jungen Gräfin von Promnitz, einer reichen Erbin in Niederschlesien, verheiratheten, denn, fügte er hinzu, der arme Schelm ist sterblich verliebt in sie. Der König, der in jüngern Jahren bekanntlich gern ein wenig klatschte und von seinen Correspondenten namentlich während dieser Zeit seines ersten Anlaufs zum Ruhme immer wissen wollte, „was man sich in Berlin erzählte", und „was es für Neuigkeiten gäbe", ward neugierig und wollte Alles wissen. Heirathsverbindungen seiner Offiziere mit dem Adel von Schlesien, welche Provinz er sich und seinem Hause auf alle Weise zu sichern trachtete, konnten ihm nur willkommen sein. Hier war namentlich eine der vornehmsten Familien Schlesiens mit dem Ruhme der preußischen Waffen zu verknüpfen. Heirathen während des Krieges waren zwar den Offizieren verboten. Aber erstlich konnte es für jetzt bei der bloßen Verlobung bleiben; zweitens konnte mit königlicher Be-

willigung auch wol einmal eine Ausnahme gemacht werden.

Als demnach am folgenden Tage Moritz sich Seiner Majestät vorstellte, um sich zu beurlauben, fragte ihn der König, nachdem er ihm einige dienstliche Aufträge gegeben, mit einem gewissen schalkhaften Lächeln auf französisch:

Man sagt mir, Ihr kennt den Grafen Kasimir von Promnitz? ein Pietist, wie ich höre.

Ich kenne ihn, Sire, erwiderte Moritz, ein vollkommen honneter Mann und Eurer Majestät sehr ergeben.

Er hat sich neulich sehr obligeant erwiesen. Wenn Ihr ihm dafür diese meine Anerkennung überbringt, so wird es für Euch eine gute Empfehlung sein, im Fall Ihr vielleicht etwas von ihm wünschen solltet.

Hiermit übergab der Monarch dem freudig bestürzten Jüngling einen versiegelten Brief, entließ ihn mit der Hand winkend und drehte sich zu einem seiner Generale um, der neben ihm stand. So ward dem Verwirrten aller Dank erspart. Ein Glück für ihn, denn er hätte ihn nur stammelnd sagen können, so freudig erschrocken

war er, und hätte sich nur vor den Beistehenden lächerlich gemacht. Was stand in dem Briefe? was konnte der König meinen? Der Gedanke, es könne ein Empfehlungbrief für ihn als Freier sein, fuhr ihm durch den Sinn; doch ebenso schnell verwarf er ihn wieder.

Wie thöricht! rief er sich selbst zu. Was kann der König von dem Verlangen meines Herzens wissen? was er meinte, war nur ganz im Allgemeinen, daß der Ueberbringer eines königlichen Briefes sich gut empfehle. Und schon darum muß es mir lieb sein, daß er mich dazu gewählt hat. Gott sei Dank, daß seine Schickung mir Gelegenheit gegeben hat, mich bei dem Grafen, der kriegerische Ehren zu schätzen weiß, selbst zu empfehlen!

Doch konnte er den Brief nicht aus dem Sinne bringen. In großer Unruhe kam er im Lager an. Es war Abend. Er schlich um den Schloßgarten von Wildeneck herum, in der Hoffnung, Agathen wenigstens von fern zu sehen, ihr ein Zeichen geben zu können, daß er in der Nähe sei. Es widerstand ihm zu denken, daß er nach so langer Trennung sie zuerst unter den Augen der förmlichen steifen Aeltern wiedersehen sollte,

und seine Sehnsucht, das geliebte Mädchen zu besitzen, steigerte sich fast zum Fieber. Vergebens. Die hohen Taxuswände wehrten jede Einsicht in den Garten. Das Haus lag im Schatten hoher Bäume. Kaum daß es ein Fenster hatte, vor dem ein Zweig nicht eine Art Vorhang bildete. Und er wußte nicht einmal nach welcher Seite zu ihre Kammer war. Spät am Abend sah er durch das Laubwerk der Linden, die den Balkon überragten, ein weißes Kleid schimmern. Es fiel ihm ein, ob er singen solle? ob sie wol seine Stimme erkennen würde? — aber der Gedanke, daß es möglicherweise die alte Dame sein könne, oder daß er sich der Gefahr aussetze, etwa mit einem sentimentalen Kammerkätzchen zu liebeln, hielt ihn zurück. Der Arme mußte sich zuletzt entschließen, sich bis morgen in Geduld zu fassen und das Wiedersehen der Geliebten durch einen feierlichen Besuch bei den Aeltern derselben einzuleiten.

Der Morgen kam endlich; und da ein königlicher Brief zu übergeben, also ein wichtiges Geschäft abzumachen war, so durfte Moritz nicht auf die Mittagsstunde, die ceremoniöse Besuchstunde, warten. Mit

klopfendem Herzen betrat er Schloß Wildeneck. Kerkow, der alte Diener der Familie, empfing ihn freudig. Es hieß, die gnädige Frau Gräfin seien mit der Comtesse ausgefahren. Der Herr Graf aber werden sich freuen, den Herrn Hauptmann wiederzusehen. Denn nicht allein die Herrschaft, auch die sämmtliche Dienerschaft hatte Moritz in Gedanken auf seinem Feldzuge begleitet und sich jeder auszeichnenden Erwähnung desselben herzlich gefreut.

Der Graf empfing ihn mit aller Wärme, deren er fähig war, und mit einer väterlichen Umarmung. Er gratulirte ihm über einen so ausgezeichneten Anfang seiner activen kriegerischen Laufbahn und prophezeite den künftigen General in ihm. Man kann denken, daß dieser Empfang Moritz ermuthigte und daß es ihn einigermaßen für Agathens Abwesenheit tröstete, als ihr Vater es wiederholt bedauerte, daß Mutter und Tochter, die enchantirt sein würden ihn wiederzusehen, gerade ausgefahren seien, um einige Krankenbesuche in einem der benachbarten Dörfer zu machen.

Endlich ward es die höchste Zeit, den Brief Seiner Majestät zu überreichen. Der Graf empfing ihn mit

unverhehltem Erstaunen. Während er ihn erbrach und las, trat Moritz an das Fenster und sah in den Garten hinab. Er stand beklommen und in Erwartung, daß der Graf ihm ein Zeichen geben werde, wenn er mit Lesen des Briefes fertig sei.

Da aber der Graf immerfort schwieg, wendete er sich endlich wieder zu ihm. Mit Erstaunen sah er den alten Herrn mit einer kalten, feierlichen, gänzlich verwandelten Miene in seinem Lehnstuhl sitzen, den Brief des Königs in der Hand. Seine Bestürzung stieg, als Jener sich mit steifem Anstand erhob, ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung machte und sagte:

Ich werde mich beehren, es dem Herrn Baron zu wissen zu thun, wenn die Frau Gräfin bereit sein wird, den Herrn Baron zu empfangen.

Moritz traute seinen Ohren, seinen Augen kaum. Aber eine neue förmliche Reverenz des Grafen ließ ihm keine Wahl übrig. Er mußte sie mit einem mindestens ebenso tiefen Bückling erwidern, und sah sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, auf diese Weise auf das Höflichste zum Zimmer, und als draußen die Bedienten die Thüren vor ihm aufrissen, zum

Schlosse hinauscomplimentirt, ehe er Zeit hatte sich zu fassen.

Er war außer sich vor Aerger und Schmerz. Was ist das? fragte er sich, was kann des Königs Brief enthalten haben, das möglicherweise eine solche Wirkung hervorbringen konnte? Was hätt', ich gethan, es zu veranlassen? — Und nun? was hab' ich zu thun? was bleibt mir übrig, als auf eine Einladung zu warten? Jetzt, wo die Bedingungen erfüllt sind, unter denen ich selbst nur Agathens Erlaubniß, um sie zu werben, verlangt habe?

In der verzehrendsten Unruhe verbrachte er den Tag. Zum Glück gab ihm die Uebernahme seiner neuen Stellung, als Hauptmann einer Compagnie, Beschäftigung genug. Aber am Abend hielt er es nicht länger aus. Keine Botschaft von Wildeneck war gekommen. Es trieb ihn hinaus; er wollte, wie gestern Abend, um das Schloß schleichen, vielleicht in den Garten dringen, ob er vielleicht glücklicher sei als gestern, vielleicht die Geliebte sehen, ihr ein Zeichen geben könnte, daß er da sei. Er ging hinaus wie im Sturmschritt. Aber plötzlich stand er still. Nein, rief

er, ich will das reine Gemüth des Mädchens, das in Gehorsam und kindlicher Unterwerfung erzogen ist, zu keiner Heimlichkeit verführen. Ich habe nichts zu verbergen. Offen will ich handeln, wie es einem Ehrenmann ziemt. Ich muß diese Sache aufklären. Ich will noch heute Abend schreiben. Der Graf muß sich erklären. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo eine förmliche Bewerbung nicht mehr eine zu große Anmaßung ist, wenn mir das Herz des geliebten Mädchens gesichert ist.

Er ging zurück, warf sich an den Schreibtisch und fand selbst durch das steife Ceremoniell des Briefstils der Zeit, in dem alle wärmern Gefühlsausdrücke in Gefahr waren, von einem Wickelbande von „Ew. Hochgeboren“ und „gräfliche Gnaden“ und „Ehre haben“ und „ersterben“ erstickt zu werden, Mittel, seine treue, innige, anbetende Liebe für Agathen in eindringlichen Worten auszusprechen. Er setzte seine Lage, seine Aussichten, seine Vortheile durch die deutlich ausgesprochene Gnade des Königs ehrfurchtsvoll und bescheiden auseinander und sprach nur leise seine Befremdung über die veränderte Manier des Grafen aus, ohne nur

darauf zu deuten, daß sie die Wirkung des Briefes des Königs sein könnte. Denn diese Idee hatte er bei mehr Nachdenken gänzlich verworfen und sich fest überzeugt, daß Friedrich ihm keinen Uriasbrief geschrieben haben könne.

Es war zu spät geworden, das Schreiben noch heute Abend zu senden. Er wußte, die beiden ältern Herrschaften hatten einige Mühe, Geschriebenes am Abend zu lesen, und konnte voraussetzen, die Aeltern würden den Brief vielleicht nicht geeignet finden, ihnen zuerst von Agathens schönen Lippen mitgetheilt zu werden.

Der Graf hatte unterdessen die Rückkehr seiner Damen mit einiger Ungeduld erwartet. Als er den Wagen hörte, schickte er den Kammerdiener sogleich hinunter und ließ die Gräfin ersuchen, sich ohne Verzögerung in sein Zimmer zu begeben.

Dein Herr Vater wird hoffentlich nicht unwohl sein, sagte diese zu Agathen, als der alte Kerkow ihr aus dem Wagen half, indem sie sich sogleich zu ihm begab.

Der alte Diener reichte nun den stützenden Arm der jungen Dame und sagte so viel lächelnd, als die Ehrfurcht es verstattete:

Der Herr Hauptmann von Hohenhorst sind im Lager angekommen, gnäd'ge Comtesse.

Agathens glänzende Augen und die Röthe, die ihr schönes Gesicht plötzlich überzog, dankten ihm für seine Nachricht so ausdrucksvoll, als ihre Lippen es hätten thun können. Er ging freudig in sich hineinlächelnd hinter ihr her, die Treppe hinauf, mit der Absicht, ihr zu erzählen, „daß der Herr Baron bereits dagewesen seien, und wie kräftig und munter sie aussähen", denn er hatte durch langen treuen Dienst sich ein Recht erworben, von Zeit zu Zeit ein Gespräch anzuknüpfen, und liebte namentlich Agathen, die er von der Wiege an hatte aufwachsen sehen, mit väterlicher Liebe — nur daß die Väter nicht den tausendsten Theil so viel demüthigen Respect vor ihren Töchtern haben als er vor dem hochgeborenen Fräulein.

Agathe aber, im Bedürfniß mit ihren überströmenden Gefühlen allein zu sein, lief rasch vor ihm her nach ihrem Zimmer. Erst in der Thür drehte sie sich um mit der Frage: Ich hoffe, mit meinem Herrn Vater ist Alles recht, guter Kerkow? und schlüpfte, durch die bejahende Antwort leicht beruhigt, in ihr Zimmer. So

erfuhr sie nicht einmal, daß der Geliebte bereits sich ihrem Vater vorgestellt habe.

Unterdessen war die Gräfin bei ihrem Gemahl eingetreten. Er empfing sie mit den Worten: Ich habe Ihnen die sonderbarste Affaire mitzutheilen, mein Schatz, die ich je erlebt habe.

Ich sehe, erwiderte die Gräfin theilnehmend, der Herr Graf haben einen Brief bekommen. Der liebe Heiland verhüte, daß es keine Hiobspost gewesen sei; ist es aber des Allerhöchsten Wille, Sie und mich mit Ihnen zu züchtigen, so wollen wir uns befleißigen es mit Demuth zu tragen.

Vielmehr, erwiderte der Graf, indem er seiner Gemahlin einen Lehnstuhl hinschob und selbst Platz nahm, vielmehr ist es ein sehr gnädiger Brief vom König von Preußen, ein Brief, den ohne Zweifel mancher Cavalier Schlesiens als eine eminente flatterie und faveur betrachtet haben würde. Lesen Sie, mein Schatz.

Die Gräfin setzte ihre Brille auf, sah nach des Königs Unterschrift und las mit äußerster Verwunderung:

„Mein lieber Graf von Promnitz.

Ich habe mit Satisfaction vernommen, daß Er sich bei der Unterbringung Meiner Regimenter in der Grafschaft Glogau sehr obligeant bewiesen hat, und werde gern Ihm dafür bei Gelegenheit meine Erkenntlichkeit zeigen. Ich schicke Ihm dies durch den Hauptmann Baron von Hohenhorst, einen sehr wackern Offizier und Cavalier vom besten Adel, den ich Ihm hiermit zum Eidam empfehle, da Er, wie ich höre, eine schöne und tugendsame Tochter hat. Ich verbleibe Sein

wohlaffectionirter König

Friedrich.“

Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Schatz? fragte der alte Herr.

Hat der Baron Hohenhorst sich denn um unsere Tochter beworben? fragte die Gräfin nach einer Pause.

Keineswegs. Er war selbst hier diesen Morgen, als Sie ausgefahren waren, und brachte mir diesen Brief. Aber er machte keinen Heirathsantrag, und von Agathen war gar keine Rede.

Und was ist es eigentlich, mein Verehrtester, wenn

ich fragen darf, was Sie in diesem allergnädigsten Briefe so embarassiret, und wenn ich mich nicht ganz irre, irritiret hat, mein Bester?

Der Graf schwieg eine Weile. Ich bin nicht der Unterthan des Königs von Preußen, sagte er endlich verdrießlich. Er hat mir nichts zu befehlen. Ich bin ein Graf des Heiligen Römischen Reichs und nur Seine Majestät der Kaiser hat mir etwas zu sagen.

Sie sind nicht der Unterthan des Königs von Preußen; Sie werden es jedoch als schlesischer Gutsbesitzer bald werden, denn seit der großen Bataille im April ist es, wie Sie selber wissen, mein Verehrtester, gegen alle probabilité, daß die Königin einen Friedensschluß zu Stande bringen könne, ohne diesem jungen Könige, den die allerhöchste Vorsehung scheint ausersehen zu haben, der irdische Schutzherr der bedrückten evangelischen Christen zu werden, mindestens einige Graffschaften abzutreten, in denen Ihre sämmtlichen Güter gelegen sind, mein Schatz.

Nun, sagte der Graf, wenn ich auch sein Unterthan werden sollte, in meine affaires de famille hat sich doch weder König noch Kaiser zu mischen.

Keiner hat mir zu befehlen, wem ich meine Tochter geben soll.

Sie vergessen, mein Schatz, wenn Sie mir gütigst diese Bemerkung erlauben wollen, daß dieser Brief des Königs keinen Befehl enthält, sondern nur eine recommandation. Ich sehe mich jedoch veranlaßt, Sie daran zu erinnern, mein Verehrtester, auf wie viel herrischere Manier die kaiserliche Regierung noch vor kaum zwanzig Jahren in Ihre affaires de famille eingegriffen hat, als Ihre Frau Großtante, die Herzogin von Sachsen-Dahme, nachdem sie ihre junge Enkelin bereits durch eine Entführung dem Satan gleichsam aus dem Rachen genommen hatte, die unglückliche Comtesse auf kaiserlichen Befehl ausliefern mußte, um sie an Leib und Seele verderben zu lassen. Sie wissen, mein Schatz, daß die böse und gottlose Gräfin Kallenberg-Tenczin, als man Ihre Cousine, deren Tochter, unter den Schutz der Herzogin-Großmutter stellte, ihre Mutterrechte der Kaiserin übergab, und daß diese Prinzessin, die ja selbst die kaiserliche Krone mit dem Heil ihrer Seele erkauft hat, die junge Comtesse mit Androhung einer Strafsumme von achtzehntausend Dukaten

einfordern ließ; und wie, da der fromme Graf Erdmann auf Sorau eine solche Summe nicht erschwingen konnte, das unglückliche Fräulein nach Wien in ein Kloster gebracht und zum Abfall von der lutherischen Kirche und zu einer Heirath mit einem päpstlichen Herrn gezwungen ward. — Nun vergleichen Sie einmal, wenn ich Sie ersuchen darf, mein Verehrtester, diese Art des Eingreifens mit derjenigen dieses protestantischen Königs, der zwar leider auch nur im Gesetze befangen ist, aber sich doch willig erklärt, Jesu kleine Heerde vor Bedrückungen zu schützen.

Der Graf war von der Beredsamkeit seiner Gemahlin einigermaßen betäubt und hatte den Faden seiner eigenen Gedanken verloren. Die Wunde, welche der kurze, bündige Ton des Königs seinem reichsgräflichen Stolze versetzt, fing bereits an, unter den sanften Händen der Gräfin einigermaßen zu heilen, als er sah, daß sie die Sache aus anderm Gesichtspunkte ansah.

Würde denn eine alliance de mariage unsers einzigen Kindes mit einem preußischen Offizier Ihre Beistimmung haben, mein Schatz? fragte er etwas kleinlaut.

Der Herr Graf wollen mir gütigst erlauben zu bemerken, daß eigentlich von einer Solchen noch gar nicht die Rede sein kann, so lange der Baron von Hohenhorst sich noch nicht bei uns um ihre Hand beworben hat. Wollen Sie aber meine Meinung wissen, mein Bester, so möcht' ich mir erlauben zu beobachten, daß der Umstand, daß er ein Offizier ist, uns nicht zurückschrecken sollte. Es ist zwar andem, daß der Krieg ein grauenvolles, unchristliches Uebel ist; aber der Herr hat auch in Kriegsmännern den Glauben gewecket. Der Hauptmann von Kapernaum war voll des Glaubens, wie unser Heiland erklärte noch in Israel nicht gefunden zu haben; und Cornelius, der Hauptmann der welschen Schaar? ward er nicht sogar vom Herrn zu einer himmlischen Offenbarung auserkoren. Und auch unsere heutigen Zeiten haben mehrere fromme Offiziere aufzuweisen, wie wir ja selbst aus persönlicher Erfahrung wissen; der Feldmarschall von Arnimb, der General Natzmer, Stiefvater unsers lieben Ordinarius, der General von Wutgenau, den wir ja selbst in diesem unsern eigenen Hause bewirthet und mit dem gemeinschaftlich zum gekrönten Lamme zu beten uns noch vor

wenigen Jahren vergönnt war. In meiner eigenen Familie auch...

Hier unterbrach der Graf, der schon lange mit einiger Verschämtheit erwartet hatte, daß endlich auch seine zehn Kriegsjahre an die Reihe kommen würden, nicht ganz ohne Empfindlichkeit seine Gemahlin. Zwar machte er nicht den Anspruch, während dieser Zeit sich eben als Heiliger betragen zu haben, allein er hatte doch allen Versuchungen, zur päpstlichen Kirche überzugehen, wacker widerstanden, und war darüber gewissermaßen zum Märtyrer des Lutherthums geworden, indem er im Dienste zurückgesetzt worden war, und darum seinen Abschied genommen hatte.

Ma chère, sagte er, ich zweifle gar nicht, und ich glaube auch keine Sterbensseele zweifelt, daß es in jedem Stande gottesfürchtige Menschen gibt, aber soviel ich weiß muß man noch etwas Anderes als fromm sein, um zu unserm Schwiegersohne zu taugen.

Die Gräfin, die sogleich merkte, daß sie ein Versehen begangen, lenkte auf der Stelle ein. Excüsiren Sie, mein Verehrtester, daß ich das zu Anfang erwähnte, was uns Beiden das Wichtigste ist. Aber Sie selbst

haben zuerst gegen mich die Meinung ausgesprochen, daß der Baron ein rechtschaffener und liebenswerther junger Mann ist — und ganz qualificirt ein sittsames und christlich erzogenes Fräulein glücklich zu machen. Bei der Achtung, die ich immer vor Ihrer Menschenkenntniß geheget, hat Ihr Urtheil keinen geringen Einfluß auf das meine geübet. Ich will damit nicht sagen, daß ich ihn schon zu denjenigen rechnen möchte, welche die fleischliche Bande bereits gelöset haben; es scheint mir aber als wäre er durch eine christliche Aufbringung vorbereitet genug, wenn er in eine gottesfürchtige Familie, wie ich, dem lieben Heiland Preis und Dank! ohne geistlichen Hochmuth die unserige nennen darf, heirathet, jene Bande nach und nach abzuschütteln und so mit Jesu ganz zusammenzuschmelzen. Doch will ich darin dem Urtheil des verehrten Herrn Grafen nicht vorgreifen.

Sie haben ganz Recht, sagte der Graf, der schon längst wieder versöhnt war. Und gegen seinen Adel läßt sich nichts einwenden. Reich ist er nicht, aber darauf kommt es uns auch nicht an; wir haben genug für ein einziges Kind.

„Ein guter Name ist köstlicher als Reichthum“, sagt der weise Salomo, erwiderte die Gräfin, und der Prophet Jeremias: „Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin.“

Im Fall der Antrag kommt, versetzte der Graf nach einigem Bedenken, bliebe also blos zu erfahren, ob die Agathe ihn leiden mag. Und quant à cela, fügte er lächelnd hinzu, so wissen Sie schon, was ich darüber denke.

Und vielleicht wäre der Graf des Anhörens einer abermaligen Abhandlung über die Unvereinbarkeit der „fleischlichen Liebe“ und des „creatürlichen Ergötzens“ mit der wahren Liebe zu Jesu, aus seiner Gemahlin Mund überhoben gewesen, wenn diese ihr frommes Töchterchen eben jetzt hätte in ihrem Zimmer belauschen können.

Das gute Kind war, nachdem sie die Thür hinter sich verriegelt hatte, in Thränen der Freude ausbrechend, auf einen Stuhl gesunken. Er ist da, rief sie jauchzend, die Hände zusammenschlagend. Er ist da!

Aber nur einen Augenblick überließ sie sich dieser Freude ohne an den Urheber aller Freuden zu denken. Der Dank gegen Gott, auch für das kleinste ihr gewährte Glück, war ihr durch ihre Erziehung so zur Gewohnheit geworden, daß ein Bedürfniß ihres Herzens unbefriedigt zu bleiben schien, wenn äußerliche Hindernisse, wie z. B. die Gegenwart von Fremden, ihr verwehrten, dies Dankgefühl auch in hörbaren Worten auszusprechen. Für jedes Geschenk, das ihr gemacht wurde, für jedes nützliche Unternehmen, das ihr gelang, war sie gelehrt worden, nicht allein dem irdischen Geber des erstern oder Beförderer des zweiten, sondern auch dem Heiland auf den Knien zu danken. Der Graf, der schon lange sich darein gefunden hatte, daß seine Gemahlin so wie hinsichtlich der Klugheit so auch in der Frömmigkeit den Vorrang habe, mußte bald bemerken, daß auch sein Töchterchen ihn in der knienden Andächtigkeit übertreffe, pflegte sich aber gern und in allem Ernste damit zu entschuldigen, daß der Grund, warum er in der Frömmigkeit nur den zweiten Rang einnehme, in seiner zunehmenden Corpulenz liege, die ihm das Knien beschwerlich mache.

Heute führte Agathen ein überschwellendes Dankgefühl des Glücks zu Gott. Ueberhaupt war die Unruhe, in welcher sie um Moritz seit seiner Abreise nach dem Kriegstheater gelebt, sehr bedeutend durch ein unbeschreibliches inneres Seligkeitsgefühl gemildert, sowie durch das volle Vertrauen zu dem guten Vater im Himmel, daß er Alles zum Besten lenken werde. Hätte sie seit ihrer Trennung von ihrem Geliebten viel geweint, wäre sie traurig gewesen und blaß und mager geworden, so hätte ihre liebende Mutter wol eher an die „creatürliche Liebe" ihrer sittsamen Tochter glauben lernen. Aber sie fortdauernd in einem Zustande innerer erhöhter Freudigkeit zu sehen, ihre Augen glänzender, ihre Wangen röther als je, ihren Gang schwebender, ihre Bewegungen entschlossener — dies waren Symptome, auf deren Erkennung die gute Gräfin mit all' ihrer mütterlichen Zärtlichkeit nicht vorbereitet war.

Agathe, wie schon oben angedeutet, war durch die Liebe zu einem neuen Leben erwacht. Moritz hatte für sie „am Eingang dieser Welt" gestanden, und wenn sie es auch nicht so schön ausdrücken konnte als Thekla, die Liebe hatte auch sie rasch „auf des Lebens Gipfel"

hingetragen. Eine unbekannte Welt lag in hellem Sonnenscheine vor ihr, denn auch ihr erster Blick hinein war in das Herz des Geliebten gefallen. Den ganzen Nachmittag hoffte sie er werde kommen. Allein sie ward nicht niedergeschlagen, als er nicht kam. Seine Pflichten als Offizier, sagte sie zu sich selber, werden ihn abhalten. Morgen kommt er gewiß. Sie war in beständiger Erwartung, daß ihre Aeltern von ihm und seiner Ankunft sprechen würden. Seltsam, sagte sie, daß Kerkow ihnen nicht gesagt hat, daß er wieder hier ist. Zwei-, dreimal versuchte sie davon anzufangen. Aber die heftige Röthe, die ihr jedesmal in das Gesicht stieg, warnte sie. Sie hatte den Muth nicht.

Am frühen Morgen ward dem Grafen ein Schreiben übergeben. Aber kein Brief ward geöffnet, ehe die Morgen-Hausandacht vorüber war. Beim Frühstück, am Kaffeetische, erbrach der Graf den Brief, sah nach der Unterschrift und gab der Gräfin einen Wink. Du brauchst nicht auf uns zu warten, meine Tochter, sagte die letztere, im Fall du etwa deine Blumen zu besorgen wünschest. Agathe dachte: ein Geschäftsbrief! stand

auf, empfahl sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung und entfernte sich.

Da ist nun der Freiersbrief, sagte der Graf, als er mit der Gräfin allein war. Ein so offener, tiefgefühlter, treuherziger Brief, wie der von Moritz war, konnte keine andere als eine gute Wirkung haben, und er hatte eine um so bessere, als Moritz den demüthig überehrerbietigen Stil der Zeit, dem sein Geschmack bereits entwachsen war, absichtlich aus weltlicher Klugheit festgehalten hatte. Beide Aeltern lasen den Brief mit Rührung und kamen überein, daß sie, was Moritz' Person anbelangt, keinen liebern Eidam wünschen würden. Agathe ward zu ihren Aeltern zurückgerufen.

Gerade so, wie sie jetzt vor ihnen stand, hatte sie noch vor vier bis fünf Tagen vor Vater und Mutter gestanden, als man nach ihr schickte, ihr den Heirathsantrag des Grafen von Nostitz mitzutheilen, nur daß man damals schon vorher entschieden hatte, während jetzt die Annahme oder Ablehnung ihr selbst überlassen bleiben sollte.

Der Graf, den Brief in der Hand, fing lächelnd an: Mein Kind, ich sollte es fast incommode finden,

der Vater einer mannbaren Tochter zu sein. Vor ein paar Tagen einen Freier abgewiesen, und schon meldet sich wieder ein anderer. Was meinst du? hättest du wol Lust dich zu verheirathen?

Gnädiger Papa, antwortete Agathe, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen: Ich wiederhole, was ich Ihnen noch vor wenigen Tagen gesagt, ich habe noch nicht die mindeste Lust zum Heirathen.

Die Sache war dann eine sehr verschiedene, sagte die Gräfin. Der Graf Nostitz ist ein gottloser, lasterhafter Anakssohn, mit dem eine mariage einzugehen wir nie unserer Tochter erlaubt haben würden, selbst wenn sie, wovon bei einem ehrbaren Fräulein, wie du bist, mein Kind, nicht die Rede sein kann, eine Passion für ihn gehabt hätte. Aber diesmal ist es ein christlicher Cavalier, der sich um dich bewirbt, in der Furcht Gottes erzogen, und bei dem du weder an Leib noch an Seele verderben wirst.

Und überdem, fügte der Graf hinzu, wird er von seinem Monarchen empfohlen, was auch nicht zu verachten ist.

Mein theuerster Papa, erwiderte Agathe mit einiger

Aengstlichkeit, als sie ihre Aeltern so günstig für den neuen Freier gestimmt sah, meine liebste Frau Mama! verschonen Sie mich mit diesem Antrage. Ich wünsche noch ledig zu bleiben. Ich wüßte nicht warum ich Sie verlassen sollte, für einen fremden und wenn auch noch so vortrefflichen Mann. Ich bin ja glücklich bei Ihnen, warum soll ich denn schon heirathen. Sie würden mich doch auch wol ein wenig vermissen.

Freilich wohl, aber wir denken nur an dein Glück, meine Tochter, sagte die Gräfin, und finden das unsere in dem deinen. Auch weißt du, Heirathen ist des Weibes Bestimmung.

Auch so frühes Heirathen, gnädige Mama? Glauben Sie mir, ich bin noch viel zu jung und zu unwissend zum Heirathen.

Du bist kein Kind mehr.

Aber ich fühle mich so wohl bei Ihnen.

So ging es eine Weile fort, bis der Graf endlich sagte:

Gut, so will ich dem Baron von Hohenhorst die nämliche Antwort wie dem Grafen von Nostitz geben: Du seiest noch zu . . .

Agathe stand sprachlos: Wie, flüsterte sie endlich, ist dieser Brief von Baron Hohenhorst?

Der Graf machte plötzlich ein komisch-pfiffiges Gesicht. Nun? fragte er.

Agathe schwieg. Ihre Wangen brannten. Ihr schlanker Körper bebte. Aber nach einer Pause sagte sie mit fester Stimme:

Entscheiden Sie, wie Sie wollen, gnädiger Papa, aber das Eine erlauben Sie mir zu sagen, daß ich nie, nie im Leben einem andern Manne meine Hand geben werde.

Der Graf sah die Gräfin an, und als er die höchst erstaunte Miene sah, mit der diese ihre Tochter anblickte, die plötzlich wie umgewandelt schien, brach er in ein so unauslöschliches Gelächter aus, daß seine Corpulenz ihm dabei fast noch fühlbarer ward als beim Beten. Die Gräfin sah ihn etwas misfällig an; allein Agathe sprang plötzlich an seinen Hals, verbarg erst das verschämte Gesicht an seiner Brust, dann fing sie an ihn zu küssen und liebzukosen und flüsterte: Liebster, theuerster Papa! Sie wissen, was ich meine!

Dann lief sie zur Mutter, kniete vor ihr nieder,

bedeckte ihre Hände mit Küssen und fragte schmeichelnd, als sie die ernste Miene derselben sah: Liebe, beste, gnädige Mama, haben Sie nicht selbst gesagt, er sei einer der besten jungen Männer, die Ihnen noch vorgekommen seien? und haben Sie nicht einmal gesagt, Sie liebten ihn wie Ihren Sohn?

So ist's, mein Kind, erwiderte die Gräfin lächelnd, aber, setzte sie mit einigem Mistrauen hinzu, sage mir, durch wen war es dir denn bereits communicirt, daß der Baron von Hohenhorst dich zur Frau begehre?

O gnädige Mama, antwortete sie mit vollkommener Naivetät, er hat es mir ja selbst gesagt. — O! seien Sie nicht ungehalten, liebe gnädige Mama, es war erst am Tage vor seiner Abreise. Und er fragte mich, setzte sie tieferröthend hinzu, ob er sich bei Ihnen um mich bewerben dürfe, und ich sagte Ja.

Hier schüttelte sich der Graf von Neuem. Es war offenbar, daß ihn der kleine Triumph über seine Gattin in die beste Laune setzte. Die Gräfin war zu gut und liebenswürdig, um ihm denselben lange zu misgönnen, und ertrug seine kleinen Neckereien lächelnd und ohne irgend Empfindlichkeit zu zeigen. Auch konnte es nicht

fehlen, daß das Glück, das aus ihrer Tochter schönen Augen strahlte, auch auf die liebende Mutter einen Widerschein warf.

Theurer Gemahl, sagte die Gräfin nach einer Pause, theures Kind! lasset uns diese wichtige Sache nicht übereilen. Soweit menschlicher Verstand hinreichend ist, scheinet die Partie convenable. Der Hauptmann von Hohenhorst ist ein christlich gesinnter junger Mann; er ist von guter Familie; seine Sitten lassen nichts zu wünschen übrig; er hat als Kriegsmann sich einen guten Namen und den Beifall seines Königs erworben; endlich, was von großem Gewicht in der Wagschale ist, unsere Tochter hat, wie es scheinet, das Vertrauen zu ihm, daß er, mit Hülfe Gottes, sie glücklich machen werde. Aber es würde mir, und gewiß auch Ihnen, Verehrtester, Male im Gewissen zurücklassen, wenn wir in einer affaire von solcher Wichtigkeit allein nach unserm eigenen Dafürhalten entschieden. Denn Sie wissen, „dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott". Lassen Sie das heilige Wort des Herrn selbst darüber entscheiden, welche Antwort wir dem jungen Manne zu geben haben.

Der Graf sah Agathen etwas besorgt an. Da er aber sein schönes Töchterchen ziemlich ruhig dastehen sah, voll Vertrauen, daß der liebe Gott für sie und ihre unschuldige Liebe, durch welche sie sich ihm nur näher fühlte, entscheiden würde, wuchs auch ihm der Muth und er erklärte sich mit der Gräfin einverstanden.

Agathe holte nun die stets bereite große Familienbibel herbei, die vorzugsweise zu solchen Orakelsprüchen gebraucht wurde. Als sie sie auf den Tisch vor ihrem Vater hinlegte, zitterte sie doch ein wenig. Ohne sich selbst recht bewußt zu sein warum, wählte sie den Vater vor der Mutter, ob sie nun ihn als entschiedener auf ihrer Seite stehend betrachtete, oder ob die Mutter sie daran gewöhnt hatte, ihm in allen äußerlichen Dingen den Vorrang zu geben.

Der Graf sprach ein kurzes, leises Gebet aus und steckte dann, mit einiger nervösen Hast, den linken Daumen zwischen die Blätter. Er schlug auf Jeremia Kap. 13, V. 16:

„Gebet dem Herrn, Eurem Gott, die Ehre, ehe denn es finster werde, und ehe Eure Füße sich an

den dunkeln Bergen stoßen; daß Ihr des Lichtes wartet, so Er es doch gar finster und dunkel machen wird."

Der Graf sah verlegen aus und suchte die Augen seiner Frau, die lange auf dem Boden ruhten. Aber als sie sie aufschlug drückte sich freudiger Dank darin aus.

Gepriesen sei der Herr! sagte sie zu ihrem Gemahl und zu der etwas bestürzten Agathe. Hätte der Herr auf unsere demüthige Anfrage eine schönere Antwort geben können? Nur müssen wir armen Erdenwürmer nicht wähnen, Er solle alles nach unserer menschlichen Weisheit einrichten, denn hat nicht, wie uns Paulus lehrt, Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? So haben wir diesen schönen Spruch auch nicht für eine Antwort zu nehmen auf die Frage, ob wir unser Kind dem Herrn Hauptmann geben sollen; sondern der höchste Herr giebet uns durch denselbigen zu erkennen, daß wir den rechten Weg gewählet, als wir uns für die Entscheidung durch die Heilige Schrift bestimmten. Gebet dem Herrn die Ehre! so thun wir Herr, dein gläubiger Knecht und deine demüthigen

Mägde. Lasset uns, meine Lieben in Jesu, nach Seinem Worte thun und sorglich des Lichtes warten, wenn Er uns an die dunkeln Berge führen und es finster und dunkel machen wird.

Nun aber, meine Theuren, fuhr sie fort, als beide ihrer Zuhörer andächtig schwiegen, lasset uns die entscheidende Frage thun!

Sie setzte sich an den Tisch, ihrem Gemahl gegenüber. Die Bibel ward vor sie hingeschoben. Agathens Herz klopfte. Die Mutter hielt den rechten Daumen zwischen den Blättern, während sie leise betete.

Jetzt schlug sie das Buch auf und las:

„Das ist's, das der Herr gebeut den Töchtern Zelaphehad, und spricht: Laß sie freien, wie es ihnen gefället, allein daß sie freien unter dem Geschlecht des Stammes ihres Vaters."

Der Herr hat entschieden, sagte sie gerührt. Agathe lag in ihren Armen.

Was ist aber das mit dem Geschlecht des Stammes ihres Vaters? fragte der Graf etwas zögernd.

Dies, erklärte die Gräfin, geht nur das Volk Israel an, das vom Gesetze ist, dessen Bande der

Heiland der Welt gesprengt hat. Vielleicht aber bedeutet es für die Sprossen des christlichen Adels das gesammte Geschlecht des ganzen christlichen Adelstammes.

Siebentes Kapitel.

Ein Donnerschlag.

Wie nun nach dem Lager geschickt ward und der Herr Baron von Hohenhorst gehorsamst ersucht ward, sich persönlich nach Schloß Wildeneck zu bemühen, wie der Glückliche dorthin eilte, wie er das feierliche Jawort der Aeltern erhielt, und wie den beiden Liebenden die Erlaubniß ertheilt ward, vor den Augen der Aeltern einander zu küssen, und wie sie gehorchten, wie der Bräutigam sich nach dem Augenblick des Alleinseins mit der Geliebten sehnte und diese nichts dawider hatte, als dieser Augenblick endlich kam — alles das braucht nicht weiter erzählt zu werden, weil jeder schon Aehnliches entweder an sich oder an seinen Bekannten erlebt hat, nur mit dem Unterschiede freilich, daß vor hundert und

zwanzig Jahren ein solches Familiengemälde für unser verwöhntes Auge ein etwas altmodisches, ja verblaßtes Colorit hat. Merkwürdig ist es aber doch, daß unsere Maler für ihre häuslichen Scenen aus der vornehmen Welt vorzugsweise die stattlichere Tracht und den pittoreskern Charakter unserer Urältern wählen, statt den knappangepaßten Schnitt unserer Aeltern, durch den diese sich der Natur zu nähern glaubten, oder die Modekleidung unserer eigenen Tage, welche die Widersprüche der verschiedenen Perioden der Vorzeit in sich zu vereinigen oder gar den unschönsten Theil derselben wieder zurückzurufen sucht. Und sollte nicht der Seelenmaler zuweilen in einem ähnlichen Falle sein. Sollte er nicht mehr Anziehendes darin finden, die versteckten, durch äußere Sitte halb verschleierten Empfindungen zu zeichnen, die nicht zum offenen Bewußtsein gekommenen Herzenszüge tieffühlender, aber äußerlich durch den Zwang ceremoniellen Anstandes gehaltener Menschen psychologisch zu zergliedern, als die ohne Scheu ausgesprochenen Leidenschaften, die unverdeckten Herzensenthüllungen, zu denen die größere Sitten- und Denkfreiheit unserer Tage beide Geschlechter berechtigt?

Nach einigen Tagen fand die feierliche Verlobung der Liebenden statt. Die Verlobung war vor hundert Jahren und noch lange nachher ein fast ebenso förmlicher und bindender Act als die kirchliche Trauung. Sie ward, wie diese, meist vor Zeugen vollzogen, nur daß die Freudenfeier der Hochzeit fehlte, die übrigens bei pietistischen Familien durch die Verbannung von Tanz und Musik auch bereits ihren ursprünglichen lauten Charakter schon zur Hälfte eingebüßt hatte. Die Kriegszeit machte natürlich die „Stillen im Lande", wenn sie in Schlesien auch Gott für ihre Befreiung dankten, nur noch stiller. Es wurden demnach, da die Grafen von Promnitz zu Sorau wie zu Halbau abwesend waren, die Verwandten der Gräfin aber zu weit wohnten, blos der Prediger des Ortes und der Oberst des Regimentes, zu dem Moritz jetzt gehörte, als Zeugen eingeladen, und der Act ward in all der langweiligen Förmlichkeit vollzogen, welche die Zeit erheischte.

Das Nämliche kann von der Hochzeit gesagt werden, die sechs Wochen darauf erfolgte, nur daß dazu die Verwandten von fern und nahe; und sogar der mütterliche Oheim Moritz', der Hofmarschall von Kaiserling,

sein einziger naher Verwandter, eingeladen ward. Keiner hatte zur Zeit der Verlobung an die Möglichkeit einer so baldigen Hochzeit gedacht. Allein sie ward durch die Umstände beschleunigt. Moritz wohnte im Lager, besuchte aber täglich das Schloß, ohne dadurch der Geliebten bedeutend näher zu kommen. Denn er sah sie nur selten allein, und es war nicht zu verkennen und nun, da ihr die Augen geöffnet waren, besonders der Gräfin sehr bemerklich, daß beide jungen Leute in großer Spannung lebten. Sie schüttelte oft den Kopf, wenn sie ihre Tochter beobachtete, und konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Zustand der stillen Beschaulichkeit ihres innern Lebens, und das Verhältniß zum irdischen Bräutigam dem zum himmlischen wenig förderlich sein könne. Sie kam daher selbst auf den Gedanken, ob es nicht besser sei, die Hochzeit zu beschleunigen, und statt sie, wie der anfängliche Plan war, bis nach dem Friedensschluß aufzuschieben, die jungen Leute ohne Aufschub zu verheirathen, im Fall des Königs Erlaubniß zu erlangen war. Moritz, meinte die Gräfin, könne dann bei ihnen auf dem Schlosse wohnen; die intimité werde die jungen Herzen beruhigen. Die Tochter werde den Aeltern auf

diese Weise eben so lange erhalten, als wenn sie noch ledig bleibe. Sollte aber Moritz Marschordre bekommen und in einer bataille verwundet werden, so habe Agathe als seine angetraute Gattin ein besseres Recht zu ihm zu reisen und seiner zu warten.

Der Graf gab ihr Recht; und die Erlaubniß des Königs ward erlangt, indem sein ausgesprochener Wunsch, den Grafen für sein „obligeantes Betragen" wieder zu obligiren, benutzt ward, sie auszuwirken. Daß die Liebenden nichts dagegen einzuwenden hatten, versteht sich von selbst.

Moritz zog nun auf das Schloß. Er mußte schon mit dem frühen Morgen im Lager sein und konnte erst am Abend heimkehren. Allein eben diese Abendstunden allein mit Agathen, da die ehrwürdigen Aeltern sich immer schon um halb neun Uhr oder noch früher zurückzogen, wurden ihnen eine Quelle unbeschreiblicher Glückseligkeit. Agathens Verstand war unentwickelt. Die Fesseln einer geisttödtenden Erziehung konnten nicht in einem Tage abgestreift werden, aber die Glieder der Kette dehnten sich elastisch aus unter Moritz' schonenden Händen. Wie er sie die Liebe gelehrt hatte, so lehrte

er sie nun auch denken. Sie war sein Geschöpf. Er war unaussprechlich glücklich, und doch nicht glücklicher als sie.

Moritz hatte seine Braut durch den gerichtlichen Ehecontract zur Mitinhaberin seines sämmtlichen, freilich nur sehr geringen Vermögens eingesetzt; der Graf sich dafür anheischig gemacht, ihr außer einer reichlichen Ausstattung ein Jahrgeld von 1500 Reichsthalern zu zahlen, welches Jahrgeld mit der wachsenden Familie erhöht werden sollte. Moritz' kleines Kapital und sein Hauptmannsgehalt zusammen, brachten ihm ungefähr eben so viel Einkommen. Mit dreitausend Thalern jährlicher Einkünfte ließ sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin, wo sein Regiment in Garnison lag, ganz standesmäßig leben.

Moritz dachte mit innerer Freude daran, wie er dort die Winterzeit mit der geliebten jungen Gattin zubringen wollte, fern von der großen Welt, in einem kleinen geselligen Kreise Gebildeter, die damals besonders unter den Nachkommen der eingewanderten Hugenottenfamilien zu finden waren, in denen sich französisches und deutsches Blut schon anfing zu mischen. Den Sommer, so war

im Ehecontract ausgemacht, sollte Agathe regelmäßig, bis ihre Familie zu groß werde, bei ihren Aeltern zubringen. Und auch daran dachte er ohne Unzufriedenheit. Denn das ehrwürdige Paar war ihm lieb und theuer geworden, wenn er auch in den Unterhaltungen mit seinem Schwiegervater häufig das Gähnen unterdrücken mußte, und er bei der Schwiegermutter langen Reden oft wünschte, es möchte der guten bibelfesten Dame doch der Spruch Salomonis einfallen, daß „viel Predigen den Leib müde macht“.

Der Gang der öffentlichen Begebenheiten hatte unterdessen auch eine Wendung genommen, die eigen von einer gütigen Vorsehung zur Erhöhung des Glücks der Liebenden angeordnet schien. Der kleine Krieg, durch den Schlesien während des Sommers und Herbstes von dem Eroberer behauptet ward, nahm die Truppen, die in der Grafschaft Glogau stationirt waren, nicht in Anspruch, da kein Feind dort sich zeigte. Moritz hatte zu viel Vertrauen in den kriegerischen Sinn seines Monarchen, um nicht die Hoffnung zu nähren, daß ihm später noch die Gelegenheit kommen werde, neue Lorbeern zu erwerben, und genoß mit vollem Herzen seines

friedlichen Glücks. Nach der Schlacht bei Mollwitz hatten Frankreich und England Gesandte zu Friedrich in das Lager geschickt, und der britische Minister Lord Hyndford war eben bemüht, einen Vergleich zu Stande zu bringen und die junge, in ihrem Stolze auf das tiefste gekränkte Königin zu den nothwendigen Opfern zu bestimmen. Nach der geheimen Zusammenkunft zu Groß-Schnellendorf schien demnach der Friede nahe, und die Familie auf Wildeneck konnte sich den schönsten Hoffnungen überlassen.

Aber was jeder denkende Mensch tausendmal an sich und seinen Umgebungen, im Kleinen wie im Großen erfahren, daß „des Herrn Gedanken nicht unsere Gedanken, Seine Wege nicht unsere Wege sind“, das sollte nun in überwältigender Kraft an diesen Glücklichen zur Wahrheit werden.

Es war an einem schönen Morgen in der letztren Hälfte des Octobers — die Liebenden waren etwas über zwei Monate vermählt — als Moritz sich bereit machte, wie er pflegte, um nach dem Lager zu gehen. Die letzten Augenblicke waren gewöhnlich im eigenen Zimmer des jungen Paares einem zärtlichen Abschiede

gewidmet. Die Liebkosungen, die kein neugieriges Auge zum Zeugen haben sollten, hätten für einen Monat dienen können. Dann hing sich Agathe an den Arm des Gatten und begleitete ihn die Treppe hinunter durch den Schloßgarten bis an die äußere Pforte. Dann noch ein flüchtiger Kuß und erneuter Händedruck. Er eilte den Hügel hinab. Sie blieb in der Gartenthür stehen, solange sie ihn sehen konnte, und ging dann langsam durch die grünen Wände zurück nach ihrem Blumenbeete oder nach ihren sonstigen Beschäftigungen, an ihn nur denkend, und Gott für ihr Glück preisend. Die Schule war seit ihrer Heirath aufgegeben und eine Lehrerin dabei angestellt.

Heute war Agathe beim Abschiede in ihrem Gemach besonders weich und zärtlich gestimmt. Sie hing an seinem Halse. Es war als hätte sie etwas auf dem Herzen. Da eine gewisse Scheu vor seiner geistigen Superiorität dem lieben Wesen noch immer von Zeit zu Zeit die natürliche Unbefangenheit raubte, so achtete er nicht viel darauf, sondern verdoppelte nur seine Liebkosungen. Sie war still, als sie an seinem Arme durch den Garten ging. Ich will es ihm heute Abend

sagen, dachte sie bei sich. Sie hatte ihm ein süßes Geheimniß zu entdecken, das ihre Mutter bereits ihr abgefragt hatte. Heute Abend will ich's ihm sagen, wenn ich auf seinem Schoose sitze, den der theure Mann meinen Thron nennt. — Wie unbeschreiblich selig machte sie der Gedanke! Der Abend sollte nie kommen. Die Unglückliche sollte ihn nicht wiedersehen!

Welcher furchtbare Donnerschlag aus anscheinend heiterm, wolkenlosem Himmel die Familie auf Wildeneck traf, haben wir bereits aus Moritz' Briefe gesehen. Gegen Mittag, als man sich eben zu Tisch setzen wollte, trat Kerkow bleich und mit verstörter Miene in das Speisezimmer und ersuchte den gnädigen Herrn Grafen sich herauszubemühen. Ein Bote war athemlos aus dem Dorfe nach dem Schlosse gekommen, mit der wie Lauffeuer sich verbreitenden und mit jeder Wiederholung wachsenden Nachricht: „der Hauptmann von Hohenhorst habe den Major Nostitz erstochen und sei im Gefängniß". Der erschrockene Graf fand, als noch andere Dorfleute herankamen, die wesentlich dieselbe und doch auch wieder verschiedene Kunde brachten, durch Hin- und Herfragen wol so viel aus, daß die schlimme

Sache minder schlimm sei, als sie zuerst verkündigt war. Aber Eins war gewiß: Blut war geflossen und sein Schwiegersohn war arretirt. Er befahl anzuspannen und ging wieder zu den Damen. Er wollte gleichgültig bitten, nur ruhig das Mittagessen einzunehmen, ein Geschäft führe ihn ins Lager. Allein er war wenig gewohnt sich zu verstellen, und Mutter und Tochter sahen leicht, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müßte.

Ein paar dringende Fragen, und alles war heraus. Der Graf fuhr nach dem Lager, sah Moritz' Freunde und Gegner, sprach auch den Regimentschef; nur zu ihm selbst ward ihm der Zutritt verweigert. Aus einigen abweichenden Darstellungen konnte er ungefähr den wahren Stand der Sache abnehmen. Der Major war durch die linke Schulter gestochen, und die ungeheuere Wuth, in der er sich befand, drohte die Wunde gefährlicher zu machen. Er tobte und fluchte und wollte kaum den Verband dulden, blos, wie die jüngern Offiziere, die ohne Ausnahme auf Moritz' Seite waren, behaupteten, um die Schuld des Gefangenen durch die bedenklichen Folgen noch größer zu machen.

Viele wußten, daß der Major sich früher um die junge Gräfin beworben hatte, und wie er sich dafür und für andere Bevorzugung durch heimliche Kränkungen an dem Glücklichen gerächt habe. Außerdem war seine jähzornige, bösartige Gesinnung und seine Roheit weder den jüngern noch den Stabsoffizieren ein Geheimniß. Kein Wunder daher, daß der Graf die Stimmung für Moritz sehr günstig fand, trotzdem daß über die unvermeidlichen Folgen seines Vergehens große Bestürzung herrschte.

Eine Ehrensache, murmelte der Graf für sich, als er wieder im Wagen saß, hätte anders abgemacht werden sollen. Aber wenn der gottlose Wicht, wie alle seine Kameraden ja bezeugen, ihm die Satisfaction aus Malice verweigert hat, was blieb dem armen Jungen als Cavalier übrig, als die Memme ins Gesicht zu schlagen? Freilich fiel ihm wol ein wie anders seine Gattin die Sache ansehen werde und wie die Cavaliergesetze denen des Erlösers so schnurstracks entgegenliefen. Allein darüber mit sich ins Reine zu kommen hatte er, wie viele andere fromme Cavaliere, längst aufgegeben und bei allem niederdrückenden Bewußtsein

der Sündenschuld des ganzen Menschengeschlechts, immer an den blutigsten Ehrengesetzen des [illegible]festgehalten.

Sehr niedergeschlagen kam er nach Hause und fand Mutter und Tochter in tiefster Trauer, die letztere in namenloser Angst, die erstere in aller Fassung einer vollkommen gottergebenen Seele.

O, rief sie, wie wahr saget der Prediger Salomo: „Sei nicht schnellen Gemüthes zu zürnen, denn Zorn ruhet im Herzen eines Thoren!“ Aber fern sei es mir einen Stein aufzuheben! Wir alle, wir alle haben gesündigt! wir waren zu glückselig in fleischlicher Glückseligkeit und haben in eiteln Plänen und irdischen Hoffnungen des Herrn vergessen. Er ist ein eifersüchtiger Gott! O! meine Theuern, lasset uns den süßen Mittler anflehen, daß er uns lehre, wie des Herrn Zorn zu sühnen! Lasset uns beten!

Aber sie war willig nicht blos zu beten. Der Graf hatte gehört, daß Moritz morgen mit dem Frühesten nach der Festung geschickt werden sollte, dort das Urtheil des Kriegsgerichts abzuwarten. Sie versprach ihrer Tochter morgen mit ihr im Wagen seiner auf der Landstraße zu warten, um ihn auf jeden Fall dort wieder-

zusehen und dem Unglücklichen liebenden Trost zuzusprechen für den Fall, daß der Zutritt zu dem Gefangenen in der Festung, vor dem Ausspruch des Urtheils, ihnen nicht gestattet sein sollte.

Agathe dachte nicht auf das Entfernteste daran, daß dieser Urtheilsspruch anders lauten könnte als auf Festungsstrafe, und hoffte dabei noch im innersten Herzen auf die Gnade des Königs. Der Graf und die Gräfin aber wußten nur zu gut, daß der Tod auf Moritz' Vergehen stand; aber sie hatten nicht den Muth es der geliebten Tochter zu sagen. Auch sie fanden indessen großen Trost in der Hoffnung auf die königliche Gnade.

So ging unter Weinen, Beten, Hoffen und Fürchten der Tag und die Nacht hin, und der frühe Morgen sollte eine neue erschütternde Botschaft bringen. Der geliebte Verbrecher war entflohen! Der Graf brach zuerst in großen Zorn aus und kaum konnte ihn seine Gemahlin mit milden Worten, verständigen Vorstellungen und einer Flut von Bibelsprüchen, durch welche sie endlich die aufflackernde Flamme löschte, besänftigen.

Denn die Gräfin sah diesen Schritt anders an, und während Agathe auf den Knien dem Heiland dankte

und ihn anflehte, den theuern Flüchtling in seinen allmächtigen Schutz zu nehmen, sann sie auf tausend gottgefällige Beispiele, ihren Schwiegersohn zu rechtfertigen.

Floh nicht auch David vor seinem Verfolger? fragte sie. Und Mose vor der Uebermacht, als er den Aegypter erschlagen hatte? Und es ist Ihnen wol bekannt, mein Schatz, ein Engel des Herrn öffnete selber den eingekerkerten Jüngern die Thür des Gefängnisses. Doch ich weiß es wohl, daß der Herr das sündige Menschengeschlecht nicht mehr der Wunder würdiget. Aber wenn der Apostel Paulus dem Landpfleger entfliehen durfte, indem er in einem Korbe an der Mauer niedergelassen ward, warum sollte unser Eidam, der ja nur das Schwert zu seiner Vertheidigung aufgehoben hatte, nicht auf ähnliche Manier sich haben retten dürfen? Nur daß, en effet, seine Rettung wahrhaft als ein Wunder Gottes erscheinet, da kein menschlicher Verstand ausfinden kann, durch welche Mittel er entflohen ist. Weder Thür noch Fenster ist geöffnet worden! wäre es erlaubt hier an eine unmittelbare göttliche Mitwirkung zu glauben, so dürften wir hoffen, daß er auserwählet

sei noch einmal ein sonderbares Werkzeug des Herrn zu werden!

Der Graf ließ sich beruhigen und dankte am Ende Gott so inbrünstig als irgend einer, daß der arme Junge gerettet war, als das Kriegsgericht sein furchtbares Urtheil aussprach und nicht Festungsstrafe, sondern Tod über den Unglücklichen ausgesprochen ward, der Hand und Schwert wider seinen Obern erhoben hatte. Die sämmtlichen Offiziere von Moritz' Regiment hatten gleich nach der That beschlossen, zugleich mit der unvermeidlichen Verurtheilung derselben ein dringendes Gnadengesuch für den Thäter dem Könige einzureichen. Allein wegen der Flucht, die große Bestürzung im Lager erregte, unterblieb dieser Schritt. Vielmehr mußte man sich selbst auf einen scharfen Verweis gefaßt machen.

Die tiefbetrübte Familie auf Wildeneck traf Schlag auf Schlag. Der König war im höchsten Zorne über ein Vergehen zu einer Zeit, wo nach seiner Ansicht alle Privatleidenschaften in seiner eigenen bedeutendern Angelegenheit untergehen sollten. Doppelt gereizt durch den Umstand, daß er den Verbrecher noch eben mit

Gnaden und ganz ausnahmsweisen Vergünstigungen überhäuft hatte, fügte er dem Todesurtheil, „weil der Schuldige sich demselben durch schimpfliche Flucht entzogen“, noch vorherige infame Cassation und Adelsberaubung bei, und keiner Verwendung von Moritz' fürstlichem Gönner, Leopold von Dessau, keiner der demüthigen Bittschriften der sämmtlichen reichsgräflich Promnitz'schen Familie gelang es, seinen harten Spruch zu mildern.

In unserm Grafen erzeugte namentlich die Adelsberaubung eine gewisse Erbitterung gegen die preußische Herrschaft. Sein reichsgräflicher Stolz war von neuem erwacht. Er erkannte des Königs Recht, das höchstens dem Kaiser zustand, so wenig an als Moritz. Die gute Gräfin dachte wie er; sonst erhöhte nur jede Steigerung von Moritz' Unglück ihr liebendes Mitleid mit ihm und womöglich ihre Zärtlichkeit für ihre Tochter. Agathe selbst war wie betäubt. Sie konnte kaum Schmerzlicheres an ihm erleben, als sie schon erlebt hatte: ihre Trennung von ihm. Wenn ich nur erst von ihm hörte! seufzte sie. Wenn ich nur erst wüßte, daß er sicher ist! Das Schreiben von Kalisch war ihr nie zugekommen; und die Retter des jungen Mannes

hatten aus Furcht vor Entdeckung es für das Beste gehalten, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Dem Major Nostitz sollte die strenge Bestrafung seines so bösartig gereizten Gegners auf keine Weise zu Gute kommen. Nachdem er von seiner Wunde geheilt war, worüber beträchtliche Zeit verfloß, denn sein Blut war verdorben und sein leidenschaftliches Gemüth machte alle Wunden für ihn doppelt gefährlich, zeigte sich die Stimmung seiner Kameraden gegen ihn verachtend und feindselig. Die Gemäßigten vermieden ihn, alle behandelten ihn kalt und abstoßend, einige gingen so weit, zu erklären, wegen des entehrenden Schlages ins Gesicht, den er bekommen, nicht mehr mit ihm dienen zu wollen. Da er nach dem eigensinnigen und widerspruchsvollen Codex der Cavalierehre sich selbst durch ein paar Duelle nicht rein waschen konnte, so war er endlich genöthigt, den Abschied zu nehmen, und keiner war unter den Offizieren, der ihn nicht gern gehen sah, da seine rohen und unmäßigen Sitten drohten, das Regiment in übeln Ruf zu bringen. Besonders war sein Austritt für die Soldaten ein Freudenfest. Er aber ging in wüthendem Grimm und der stillen Familie

auf Wildeneck Rache schwörend. Nach einiger Zeit hörte man, er sei in österreichische Dienste gegangen und einem in Kroatien stehenden Regiment einverleibt worden.

Dieser Austritt fand erst einige Zeit später statt, und ich habe, indem ich dessen erwähnte, dem Gange der Begebenheiten vorgegriffen. Für Agathen war der Unglückliche seit seinem Streit mit dem Geliebten ein furchtbares Schreckbild. Es traf sich, daß sie ihm einst, etwa zwei Monate nach Moritz' Flucht, auf einer Spazierfahrt begegnete, die sie mit ihrer Mutter machte. Die große athletische Gestalt stand plötzlich dicht an der Wagenthür, das rohe grimmige Gesicht durch die Krankheit erbleicht und die wilden Augen zornig auf sie gerichtet. Seitdem sah sie ihn oft im Traume, und sie fuhr mit einem Schreckensschrei aus dem Schlafe empor und rief: Moritz, mein Moritz, rette mich. Nur die Zeit konnte nach und nach den Eindruck mildern.

Sieben Wochen nach der Trennung von ihrem Geliebten erhielt sie den Brief, von dessen freudigem Empfang ich oben erzählt habe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

